

Scientia Poetica

Jahrbuch für Geschichte
der Literatur und der Wissenschaften/
Yearbook for the History
of Literature, Humanities, and Sciences

Band 10/2006

Herausgegeben von
Lutz Danneberg, Wilhelm Schmidt-Biggemann,
Horst Thomé und Friedrich Vollhardt

Sonderdruck / Offprint

Walter de Gruyter · Berlin · New York

Text – Sprache – Wissen

Perspektiven einer linguistischen Epistemologie als Beitrag zur Historischen Semantik

I. Vorbemerkung

Mit Texten und den zu ihrer Sinnggebung vorausgesetzten Bedingungen befassen sich durchaus unterschiedliche Wissenschaften. In den Philologien und der Literaturwissenschaft wird etwa häufig übersehen, daß die theologische und auch die juristische Hermeneutik eine deutlich längere Geschichte haben. In der modernen Wissenschaftslandschaft befassen sich neben der Linguistik externe Disziplinen wie Philosophie, Sprachpsychologie, Kognitionswissenschaften und KI-Forschung mit Voraussetzungen, Bedingungen und Operationsweisen des Sprach- und Textverstehens. Nicht alles, was in theoretischen Modellen und Erklärungsansätzen solcher Wissenschaften ausgeführt wird, ist völlig neu unter der Sonne. Noch immer findet man beispielsweise in der Hermeneutik eines Friedrich Schleiermacher häufig Erhellenderes über Funktionsweisen und Voraussetzungen des Sprachverstehens als in vielen Arbeiten moderner Verstehens- und Kognitionsforschung. Dennoch kann – freilich aus der Sicht des zwar literaturwissenschaftlich Ausgebildeten, aber doch quasi Fachfremden – kein Zweifel daran bestehen, daß auch die Literaturwissenschaft nicht ohne Not hinter wesentliche Erkenntnisse der modernen Verstehensforschung (so es eine solche als deutlich erkennbares Gebiet überhaupt gibt) zurückfallen sollte, will sie im Konzert der modernen Menschenwissenschaften (bzw. Wissenschaften von den menschlichen Artefakten) gleichberechtigt ihre Stimme erheben. Es macht deswegen einen guten Sinn, wie es die Herausgeber dieses Jahrbuchs mit dem vorliegenden Heft unternommen haben, Bezüge zu relevanten Nachbardisziplinen (und -Theorien und -Methoden) herzustellen, die zumindest Teilbereiche dessen bearbeiten, was für eine auf literarische Texte zielende Wissenschaft von Interesse ist.

Im Zuge der Übernahme von Grundannahmen der neueren Historischen Semantik – entwickelt zunächst in der modernen Geschichtswissenschaft

unter maßgeblicher Anregung durch Reinhart Koselleck, Rolf Reichardt und andere Neuzeithistoriker – in zunehmend mehr benachbarten Disziplinen (Linguistik, Politische Wissenschaft, Soziologie, neuerdings und damit sehr verspätet auch in der philosophischen Begriffsgeschichte) hat sich ein Forschungsdiskurs entwickelt, der die Frage des in der Semantik von Begriffen und Texten wirksam werdenden Wissens zunehmend grundsätzlicher und zunehmend losgelöst von den ursprünglichen Fesseln einer Beschränkung auf Wortsemantik angegangen ist. Allerdings hat dieser Forschungsdiskurs zu Theorie und Methode der modernen historischen Semantik offenkundig einen leicht anderen Verlauf genommen als in der Literaturwissenschaft. Während in der historischen Semantik und Epistemologie die Kritik an den Beschränkungen einer wort- und begriffsfixierten Bedeutungsanalyse zu einer Erweiterung des Theorie- und Methodenspektrums etwa um Gedanken aus der Diskursanalyse post-Foucault'scher Prägung geführt hat, scheint die deutsche Literaturwissenschaft den (scheinbaren oder wirklichen) Postmodernismus der Diskursmodelle ohne direkten Bezug auf Fragestellungen der (historischen) Semantik eingesogen zu haben, so daß derzeit offenbar ein gewisses Rezeptionsdefizit gegenüber den Gründen für eine Erweiterung der traditionellen Begriffsgeschichte um diskursanalytische (und danach auch: epistemologische) Modelle im Rahmen der historischen Semantik zu konstatieren ist. Diesem rezeptiven Sprung (der als Auslassung wirken kann) sind aus Sicht des Verfassers aber auch die interessanteren Fragestellungen einer disziplinenübergreifenden Diskussion über die Kriterien und Methoden einer historischen Semantik zum Opfer gefallen: die Analyse des Wechselverhältnisses von Sprache, Textualität und verstehensrelevantem Wissen mit den Mitteln aller Disziplinen, die dazu etwas beizutragen haben. Kurz: das, was ich eine epistemologische Perspektive nennen würde.

Im vorliegenden Aufsatz möchte ich, gleichsam ein zuspitzendes Fazit aus zwanzig Jahren historisch-semantischer Theorie- und Methodendiskussion im deutschen Sprachraum ziehend, ein Licht auf diese epistemologische Perspektive werfen, die mir am ehesten geeignet erscheint, für die in der Praxis divergierenden Forschungsinteressen der beteiligten Fächer ein einigendes Dach zu bilden. Ein gemeinsames Dach, unter dem, wie es so üblich ist, zwar heftig gestritten werden kann, unter dem aber doch eine gewisse Konvergenz der grundlegenden human- und kulturwissenschaftlichen Zielsetzungen hergestellt werden könnte, wenn der allseitige Wille dies zuließe.

II. Die Rolle des Wissens

In der linguistischen Semantik (also der Teildisziplin, die den akademisch-institutionellen Rahmen der hier relevanten Arbeiten des Verfassers bildet) ist eine epistemologische Perspektive auf das Problem der Bedeutung (und damit auch des Bedeutungsverstehens und der Untersuchung des Bedeutungswandels) alles andere als eine Selbstverständlichkeit. Unter ›epistemologischer Perspektive‹ verstehe ich hier eine Untersuchung von Wörtern/Texten und Wort-/Textbedeutungen, die das gesamte verstehensrelevante Wissen in den Untersuchungsbereich einbezieht.¹ Viele (wenn nicht die meisten) Linguisten bevorzugen es eindeutig, das Phänomen ›Bedeutung‹ (insofern es zum Gegenstand linguistischer Forschung werden soll) so weit wie möglich einzugrenzen auf etwas, das dann ›sprachliche Bedeutung‹, ›lexikalische Bedeutung‹ oder ›sprachliches Wissen im engeren Sinne‹ usw. genannt wird. Hinter diesem Vorgehen steht seit der Begründung einer solchen Forschungshaltung im modernen Strukturalismus (europäischer und amerikanischer Prägung) das Bemühen, die Linguistik zu einer ›harten‹ Wissenschaft zu machen, die wahrheitsfähige Aussagen (möglichst mit ›Gesetzes(-Charakter) nach dem Muster der Naturwissenschaften und dem wissenschaftstheoretischen und methodischen Ideal des Positivismus ermöglicht, d. h. als falsifizierbare Hypothesen Popper'scher Prägung. (Als Vorbild in dieser Hinsicht galt die Paradedisziplin des linguistischen Strukturalismus, die Phonologie.)

Diese Grundhaltung hat nicht nur zu einer zunehmenden Entfernung der modernen Linguistik von den philologischen und kulturhistorischen Methoden und Disziplinen geführt, sondern hinsichtlich des Bedeutungsproblems vor allem zu einem nicht mehr überbietbaren Reduktionismus, der seinen Höhepunkt in der sogenannten ›Merkmal-‹ oder ›Komponenten-Semantik‹ gefunden hat. Dieser semantische Ansatz, der die ansonsten durchaus heterogenen wissenschaftlichen Schulen des (nach-Saussure'schen) Strukturalismus und der (nach-Frege'schen) logischen Sprachtheorie im Sinne des Idealsprachen-Konzepts zu einem Minimal-Konsens zusammengeführt hat, wird gelegentlich kritisch auch als ›checklist-theory of meaning‹ (Fillmore) bezeichnet. Er ist reduktionistisch, weil

¹ Ich folge daher nicht der verbreiteten Verkürzung des Begriffs ›Epistemologie‹ auf ›Wissenschaftsgeschichte‹, sondern verstehe darunter die systematische Analyse der Grundstrukturen des *gesamten* menschlichen Wissens in diachroner wie in synchroner Perspektive.

er einen Großteil des semantisch relevanten (weil verstehensrelevanten) Wissens aus der linguistischen Bedeutungsanalyse ausklammern will. Endpunkt einer solchen (kulturwissenschaftsfernen) Konzeption von ›Bedeutung‹ ist ein Konzept von semantischen Merkmalen (und damit im Kern von sprachlicher Bedeutung), das diesen den Status universaler anthropologischer Konstanten zuweisen will (im Generativismus Chomsky'scher Prägung noch verschärft durch den Gedanken der Angeborenheit).

Diesem (auch heute noch vorherrschenden) linguistisch-semantischen Reduktionismus soll hier eine Perspektive entgegengesetzt werden, die bei der (auch linguistischen) Untersuchung des verstehens- und bedeutungsrelevanten Wissens nicht an den Grenzzäunen moderner Disziplinen-Areale-Bewacher halt macht, sondern sich (durchaus mit Berufung auf prominente Vorläufer) dem zu nähern versucht, was Menschen einer gegebenen Kultur wissen müssen, damit sie von anderen Menschen verfaßte Texte angemessen (oder gar ›richtig‹) verstehen (d. h. mit Bedeutung füllen) können. Eine solche Perspektive könnte sich auf den Sprachpsychologen Karl Bühler (1934) berufen, der als erster moderner Sprachtheoretiker die zentrale Rolle des Kontextes für das Verstehen von Sätzen besonders hervorgehoben hat.² Sie könnte sich aber auch auf Lud-

² »Es gehört zu den [...] Tatsachen, daß die Sinnesdaten nicht isoliert, sondern eingebettet oder eingebaut in wechselnde ›Ganzheiten‹ des psychischen Geschehens aufzutreten pflegen und von dorthin wechselnde Modifikationen erfahren. Dafür bot sich der Name ›Umfeld‹ wie von selbst an. [...] Daß die Sondergruppe von Sinnendingen oder sinnlich wahrnehmbaren Vorgängen, die wir Sprachzeichen nennen, keine Ausnahme machen, versteht sich von selbst. [...] Man braucht keinem Sachverständigen zu beweisen, daß das wichtigste und interessanteste Umfeld eines Sprachzeichens sein Kontext ist; das Einzelne erscheint mit anderen Seinesgleichen im Verbande, und der Verband erweist sich als wirksames Umfeld.« Karl Bühler: *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart–New York 1982 [Zuerst Jena 1934], S. 154f. – Bühler spricht, wenn er den epistemischen Kontext meint, meist von ›Umfeldern‹; er hat auch als einer der ersten zwischen ›Situation‹ und ›Kontext‹ unterschieden. Würde man die Bühlersche Terminologie anwenden, käme man wohl zu einer Dreigliederung: 1. ›Kontext‹ (bei Bühler auch ›symbolisches Umfeld‹ genannt = textliche Umgebung eines Sprachzeichens; = ›Kotext‹ in der heutigen linguistischen Terminologie); 2. ›Situation‹ (bei Bühler auch ›empraktisches Umfeld‹ genannt = Handlungseinbettung geäußerter sprachlicher Zeichen/Sätze/Texte); 3. die durch ›Kontext‹ und ›Situation‹ nicht erfassten Typen von ›Umfeldern‹ (= die allgemeinen epistemischen ›Kontexte‹ in der Terminologie der heutigen Linguistik, sofern sie nicht ›Kotexte‹ sind). Bühler nennt als Sondertyp noch die ›symphysischen Umfeldern‹ (z. B. Milchpackung, auf der das Wort ›Milch‹ aufgedruckt ist usw.); diese

wig Wittgenstein beziehen, der in unüberbietbarer Deutlichkeit festgestellt hat: »Ich werde jede Tatsache, deren Bestehen Voraussetzung für den Sinn eines Satzes ist, als zur Sprache gehörig rechnen.«³ Unter den Linguisten selbst ist vor allem Charles Fillmore schon früh und zunehmend vehementer (und radikaler) werdend für eine Ausweitung des semantischen Blickwinkels eingetreten, indem er für die linguistische Semantik an die Stelle der üblichen (und seiner Ansicht nach falschen) Frage: »Was ist die Bedeutung dieser Form?« (d. h. dieses Wortes, Satzes) die Frage setzte: »Was muß ich wissen, um eine sprachliche Form angemessen verwenden zu können und andere Leute zu verstehen, wenn sie sie verwenden?«⁴ Allein eine solche Art der Fragestellung ist geeignet, das Problem der ›Bedeutung‹ von Wörtern, Sätzen, Texten in einem umfassenden Sinne angemessen theoretisch zu erfassen und den Prozeß der Bedeutungerschließung (des ›Verstehens‹) ohne Verkürzungen und Aporien beschreiben und erklären zu können.

Man kann diese Änderung des Blickwinkels als ›epistemologische Wende‹ der (linguistischen, aber auch der philosophischen) Semantik bezeichnen. Sie besagt: Man darf bei der Beschreibung des für das angemessene Verstehen sprachlicher Einheiten (Wörter, Sätze, Texte) ausschlaggebenden Wissens nicht an den Grenzen merkmalsemantischer und logisch-semantischer Bedeutungskonzeptionen halt machen, sondern muß das verstehensrelevante Wissen in seiner ganzen Breite und Tiefe zum potentiellen Untersuchungsbereich auch einer linguistischen Semantik hinzurechnen. Umso mehr gilt dies für jede Art von Bedeutungsfor-schung, die im Kontext der Kulturwissenschaften und -geschichte erfolgt, wie z. B. die historische Semantik.

Wörter (in Sätzen, Texten) evozieren Wissen.⁵ Die Aktualisierung verstehensrelevanten Wissens ›unterläuft‹ den Rezipienten häufig genug quasi ›automatisch‹ im Zuge selbstverständlichen, ›unbewußten‹, meist nicht

– könnte man sowohl der ›Situation‹ als auch den allgemeinen epistemischen ›Kontexten‹ zuschlagen.

³ Ludwig Wittgenstein: *Philosophische Bemerkungen*. Frankfurt a. M. 1984, § 45 (Hervorhebung durch D. B.)

⁴ Charles J. Fillmore: »Verbs of judging: an exercise in semantic description«, in: *Studies in Linguistic Semantics*. Eds. Charles J. Fillmore and D. Terence Langendoen. New York 1971, S. 272–289, hier S. 274.

⁵ Sie spielen auf Wissen an, verweisen darauf, operieren damit, ja, man könnte sogar sagen, sie ›spielen mit Wissen‹. Da ich mich hier in einem außerlinguistischen Rezeptionskontext bewege, kann ich es wagen, dafür den m. E. treffendsten Ausdruck zu verwenden, den der ›Allusion‹.

explizit reflektierten Verstehens; sie kann aber auch Ergebnis von das Verstehen vorbereitenden schlußfolgernden geistigen Akten sein. Für die systematische Beschreibung der Strukturen und Formen, in denen diese Wissensaktualisierung (und das dazugehörige Schlußfolgern, technisch gesprochen: das Vollziehen von ›Inferenzen‹) verläuft, ist schon früh der Begriff ›Rahmen‹ (›frame‹) angeboten worden. Etwa zeitgleich verwenden sowohl der Linguist Fillmore⁶ als auch der Kognitionswissenschaftler Minsky⁷ diesen Terminus, den sie beide (wohl unabhängig voneinander) auf den ›Schema‹-Begriff des Psychologen und Gedächtnis-Forschers Bartlett (1932) zurückführen. Ich schlage vor, als Oberbegriff für die verschiedenen Typen des verstehensrelevanten Wissens den Ausdruck ›Wissensrahmen‹ zu verwenden. Der Terminus läßt es noch offen, wie stark der sprachbezogene Anteil des jeweils betrachteten verstehensrelevanten Wissens bemessen ist oder wird bzw. ob man die Rahmen zum ›sprachlichen Wissen im engeren Sinne‹ oder doch lieber zum ›außersprachlichen enzyklopädischen Wissen‹ rechnen will, wie es den Mainstream-Linguisten in ihrer aporetischen Dichotomisierung der Semantik vorschwebt.⁸

Nach Fillmore wie Minsky stellt jeder Wissensrahmen eine standardisierte (prototypikalisch organisierte) Formation von Wissens-elementen dar (verbunden durch Prädikationsstrukturen), die bestimmte feste Elemente enthält und diese mit Anschlußstellen für variable Elemente kombiniert.⁹ Wissensrahmen sind daher von ihrem Grundaufbau her immer durch Stabilität und Variabilität zugleich gekennzeichnet. Das wechselvolle Verhältnis von Stase und Dynamik, welches für die gesellschaftliche

⁶ Siehe für einen Überblick Charles J. Fillmore: »Scenes and Frames Semantics«, in: *Linguistic Structure Processing*. Ed. A. Zampolli. Amsterdam 1977, S. 55–81; ders.: »Frame Semantics«, in: *Linguistics in the Morning Calm*. Ed. The Linguistic Society of Korea. Seoul 1982, S. 111–137. Fillmore ordnet sein Konzept in die Zielsetzung dessen ein, was er ›interpretive semantics‹ nennt.

⁷ In Marvin Minsky: »A Framework for Representing Knowledge«, in: *Artificial Intelligence Memo 306* (1974). Parallele Begriffe aus der Kognitionswissenschaft sind etwa ›scenes‹, ›scripts‹, mit denen jeweils verschiedene spezielle Rahmentypen bezeichnet werden.

⁸ Vgl. vertiefend zu diesem Punkt die Diskussion und Kritik bei Alexander Ziem: »Begriffe, Topoi, Wissensrahmen: Perspektiven einer semantischen Analyse gesellschaftlichen Wissens«, in: *Sprachgeschichte als Zeitgeschichte. Konzepte, Methoden und Forschungsergebnisse der Düsseldorfer Sprachgeschichtsschreibung für die Zeit nach 1945*, hg. v. Martin Wengeler. Hildesheim–New York 2005 (Germanistische Linguistik).

⁹ In der üblich gewordenen Terminologie der Kognitionsforschung nennt man dies heute eine ›slots-and-fillers-Struktur‹.

wie individuelle Episteme gleichermaßen charakteristisch ist, ist daher bereits in der Grundstruktur der elementaren Bausteine des Wissens angelegt. Die zentrale Rolle der Wissensrahmen für jede Art von Semantik (und damit auch für die Begriffsgeschichte und historische Semantik) liegt nun darin, daß buchstäblich jedes einzelne Wissens-element, das die Bedeutung eines Wortes, Satzes, Textbestandteils ausmacht und für deren Verstehen relevant und unabdingbare Voraussetzung ist, nur durch seine Position in einem Wissensrahmen seine bedeutungskonstitutive Funktion erhält. Zudem bildet auch das kleinste in einem Rahmen positionierte Wissens-element selbst letztlich wieder eine Art Rahmen niedrigerer Organisationsstufe.¹⁰

Eine Semantik (eine Bedeutung, einen Begriff, eine Vorstellung) ohne Rahmenstruktur und Einbindung in übergeordnete Rahmen kann es nach dieser Auffassung daher gar nicht geben. Ganz abgesehen davon, daß letztlich jede Begriffstheorie ein Art rudimentärer Vorstufe einer Rahmentheorie darstellt,¹¹ ist diese Tatsache den Semantikern, Lexikologen und Begriffshistorikern vor allem deshalb nie aufgefallen, weil ein Großteil des rahmenspezifischen Wissens zum Bereich des als selbstverständlich Vorausgesetzten, Nicht-Thematisierten, häufig genug nicht explizit Bewußten gehört. Einer angemessenen theoretischen Erfassung der rahmenspezifischen Grundstruktur jedes Verstehens und jeder Semantik stand und steht eine als natürlich empfundene Alltagsauffassung von (sprachlicher) Kommunikation im Wege, wonach Sprache in ihrer Grundfunktion gleichbedeutend sei mit dem expliziten Verbalisieren der gemeinten (und zu kommunizierenden) Inhalte. Man könnte dies die ›Explizitheits-Prämisse‹ der sogenannten ›relativ-natürlichen Weltanschauung‹¹² nennen, eine Annahme, die versteckt auch den meisten wissenschaftlichen Bedeutungskonzeptionen und Sprachtheorien zugrunde liegt. Diese Prämisse kann einer sprachwissenschaftlichen und verstehentheoretischen Überprüfung jedoch in keiner Weise Stand halten und erweist

¹⁰ Jedenfalls, wenn man der Gedächtnistheorie von Frederick C. Bartlett (*Remembering: A Study in Experimental and Social Psychology*. Cambridge 1932) folgt.

¹¹ Dies kann jedenfalls implizit für die hierarchischen Begriffsgebäude des 17./18. Jahrhunderts gelten, wie sie etwa im 19. und 20. Jahrhundert noch in der sogenannten Begriffsjurisprudenz nachwirken.

¹² Letzterer Terminus nach Alfred Schütz und Thomas Luckmann: *Strukturen der Lebenswelt*. Neuwied–Darmstadt 1975, S. 248. Vgl. auch Alfred Schütz: *Gesammelte Aufsätze*. Bd. 1: *Das Problem der sozialen Wirklichkeit*. Den Haag 1971.

sich eindeutig als aporetischer Irrtum.¹³ Jedes sprachliche Zeichen erhält seine kommunikative Funktion durch die Position, die es in einem vorausgesetzten (im sprachlich geäußerten Satz meistens nur teilweise verbalisierten) Rahmen ausfüllt. ›Semantik‹ oder ›Wortbedeutung‹ heißt daher letztlich: Wörter evozieren Wissensrahmen,¹⁴ aktualisieren diese im Wissen, im Arbeitsgedächtnis des Verstehenden. Ein weitgehendes Verstehen¹⁵ eines sprachlichen Ausdrucks (oder der Rolle eines sprachlichen Ausdrucks, z. B. eines Wortes/Begriffs, in einem Satz, einem Text) ist nur dann möglich, wenn es gelingt, die als Bedingungen der Verstehbarkeit fungierenden Wissensrahmen einigermaßen umfassend zu explizieren und damit bewußt zu machen, was häufig genug in der Masse des als selbstverständlich Unterstellten (und damit selten oder nie Thematisierten/Verbalisierten) unterzugehen scheint.¹⁶

Die Berücksichtigung des verstehensrelevanten (semantisch relevanten) Wissens in seiner ganzen verstehensermöglichenden Breite und Tiefe (und damit weit über die eng gefaßten Grenzen eines lexikalischen Bedeutungsbegriffs der traditionellen linguistischen Semantik hinaus) ist schon bei synchroner Analyse notwendig, entfaltet ihr besonderes Potential aber auch und gerade in einer kulturwissenschaftlich orientierten (z. B. kulturhistorischen) Analyse, wie im Falle der historischen Semantik und ›Begriffsgeschichte‹. Versteht man Ziel und Methodik der Begriffsgeschichte, wie sie als kulturhistorische Methode vor allem von Koselleck und Nachfolgern begründet wurde, als Beitrag zu einer Analyse systematischer (historisch gegebener) Zusammenhänge von gesellschaftlichem Wissen, dann kann man das, was durch sie herausgearbeitet wird, gut in einer rahmentheoretischen Struktur darstellen. Das Evokationspotential, das z. B. ein Ausdruck wie ›Konversation‹ besitzt (vor allem wenn man ihn mit dem Wissenskomplex ›19. Jahrhundert‹ verbindet), reicht weit über die Grenzen eines traditionellen Verständnisses von ›Wortbedeutung‹ hinaus. Wissensrahmen wie ›Bürgertum im 19. Jahrhundert‹, ›Bürgerliche Lebensformen‹, ›Rolle der Hochsprache für das Bürgertum‹ und

¹³ Vor allem Fillmore liefert in seinen Texten eine Fülle von anschaulichen Beispielen der Rahmen-Abhängigkeit des semantischen (sprachlichen) Wissens bis weit in die Kernbereiche der Grammatik hinein. Vgl. etwa Charles J. Fillmore: »Topics in Lexical Semantics«, in: *Current Issues in Linguistic Theory*. Ed. Roger W. Cole. Bloomington-London 1977, S. 76–138.

¹⁴ So die zentrale Bemerkung von Fillmore: »Frame Semantics« (wie Anm. 6).

¹⁵ Ob es Sinn macht, von einem ›vollständigen‹ Verstehen zu sprechen, ist äußerst zweifelhaft.

¹⁶ Jedenfalls dem Blick der Linguisten meistens entgangen ist.

andere stellen sich ein und öffnen einen Verstehensraum, der für viele Verwendungs- und Deutungsweisen des Wortes ›Konversation‹ wesentlich ist.¹⁷

Der von einem Ausdruck wie ›Konversation‹ eröffnete Wissensrahmen (oder genauer: das von diesem Ausdruck eröffnete bzw. evozierte bzw. verstehensrelevante und -notwendige Wissensrahmen-Netz) umfaßt mehr als nur ›jemand¹ spricht mit jemand² anderem‹. Hinzu kommen Rahmen-Elemente wie ›über einen bestimmten Gegenstand‹, ›zu einem bestimmten Zweck‹, ›in einem bestimmten gesellschaftlichen Rahmen‹, ›in einem bestimmten Typ von Situation‹, ›in einem bestimmten Redestil‹, ›mit bestimmten zugelassenen Ausdrucksmitteln‹, ›unter Ausschluß von bestimmten Ausdrucksmitteln‹ usw.¹⁸ Jeder Wissensrahmen enthält zahlreiche Anschlußstellen (in der technischen Terminologie ›slots‹ genannt), die entweder mit prototypischen oder mit variablen Elementen (meist eingeschränkt durch einen vorgegebenen Variationsspielraum) ausgefüllt werden können bzw. müssen (die sogenannten ›fillers‹). Weder muß jede Anschlußstelle im gegebenen Text explizit verbal (durch Wörter oder Satzteile oder Textelemente) besetzt sein, noch muß der Rahmen vollständig sprachlich ausformuliert sein. Es reicht, daß ein einzelnes Wort einen Rahmen im verstehensnotwendigen Wissen der Rezipienten evoziert (bzw. sie dazu veranlaßt, den ganzen Rahmen epistemisch zu aktivieren).

¹⁷ Manche Begriffe, wie z. B. Epochen-Begriffe wie ›Biedermeier‹, sind noch viel hochgradigere Verdichtungen von kulturhistorischen Wissensrahmen.

¹⁸ Die Rahmenanalyse hat bei Fillmore (auch wenn er dies nur eher verschämt und sehr versteckt zu erkennen gibt) ihren Ursprung letztlich ganz klar in satz-syntaktischen Ansätzen europäischer Provenienz. Als Begründer kann Lucien Tesnière (*Éléments de syntaxe structurale*. Paris 1959 [Dt.: *Grundzüge der strukturalen Syntax*, hg. und übers. v. Ulrich Engel. Stuttgart 1980]) mit seiner Valenzrahmen-Methode der Satzstrukturbeschreibung gelten; er formulierte auch als erster den Gedanken: »Mit dem Verb als zentralem strukturgebenden Satzbestandteil erscheint eine ganze Szene vor unserem geistigen Auge«. Diese Theater-Metapher wird dann bei Tesnière in seiner Terminologie für die Satzglieder (›actants‹) noch weiter ausgebeutet. – Für die Satzsemantik hat Peter von Polenz (*Deutsche Satzsemantik*. Berlin–New York 1985) auf der Basis eines Prädikationsrahmen-Ansatzes am Beispiel »politische Flucht ins Exil« sehr anschaulich gezeigt, daß der für das Satzverstehen notwendige Prädikationsrahmen weit über die engen Grenzen einer traditionell-syntaktischen Satzglied-Analyse hinausgehen muß und weitere Rahmenelemente erfordert, die durch Interpretation oder einfach unser weltwissengestütztes Verstehen zu den Satzgliedern ›hinzugefügt‹ werden müssen.

Die einzelnen Füllungen für Anschlußstellen in einem gegebenen Wissensrahmen können selbst wieder Wissensrahmen sein. Wenn man (wie ich) davon ausgeht, daß jeder Begriff eine Rahmenstruktur darstellt bzw. repräsentiert, dann wird deutlich, daß jeder Prädikationsrahmen selbst schon als ein Netz aus Wissensrahmen verschiedenster Ebenen aufgefaßt werden muß. Epistemische Rahmenstrukturen stellen zudem stets offene Strukturen dar; sie dürfen (im Gegensatz zum enger gefaßten syntaktischen Rahmenbegriff) nicht als definit und auf eine feste Zahl von Elementen beschränkt aufgefaßt werden. ›Wortbedeutungen‹ sollten in dieser Sichtweise präziser als ›Evokationspotentiale‹ beschrieben werden; sie stellen epistemologisch oder gedächtnistheoretisch gesehen ›Potentiale für erwartbare Assoziationen‹ dar (wäre der Assoziationsbegriff nicht zu Unrecht so verrufen). Das Rahmenkonzept markiert epistemologisch gesehen ein Grundmerkmal des verstehensrelevanten oder ›semantischen‹ Wissens; damit markiert es auch eine Grundtatsache, an der keine Beschäftigung mit Texten oder Begriffen vorbeigehen kann – auch und gerade keine, die sich als Teil einer ›Interpretation‹ oder ›Philologie‹ begreift.¹⁹

¹⁹ Das Nachdenken des Verfassers über Text, Bedeutung, Verstehen, Interpretation hat zwei Wurzeln: Zum einen die historische Perspektive einer Begriffsgeschichte, Diskursgeschichte, historischen Epistemologie, die sich seit 1980 entwickelt hat und an vielen Stellen ausgearbeitet und vertieft worden ist (vgl. etwa Dietrich Busse: *Historische Semantik*. Stuttgart 1987; ders.: »Historische Diskurssemantik. Ein linguistischer Beitrag zur Analyse gesellschaftlichen Wissens«, in: *Linguistische Diskursanalyse*, hg. v. Anja Stukenbrock u. Joachim Scharloth. 2001 [Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht, Heft 86], S. 39–52); ders.: »Begriffsgeschichte oder Diskursgeschichte? Zu theoretischen Grundlagen und Methodenfragen einer historisch-semantischen Epistemologie«, in: *Herausforderungen der Begriffsgeschichte*, hg. v. Carsten Dutt. Heidelberg 2003, S. 17–38; ders.: »Historische Diskursanalyse in der Sprachgermanistik – Versuch einer Zwischenbilanz und Ortsbestimmung«, in: *Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Diskurs- und kulturgeschichtliche Perspektiven*. Beiträge zu einer Tagung anlässlich der Emeritierung Georg Stötzels, hg. v. Martin Wengeler. Hildesheim u. a. 2003 (Germanistische Linguistik 169–170), S. 8–19; ders.: »Architekturen des Wissens. Zum Zusammenhang von Semantik und Epistemologie«, in: *Begriffsgeschichte im Umbruch*, hg. v. Ernst Müller u. Sigrig Weigel. Hamburg 2005 (Archiv für Begriffsgeschichte, Sonderheft 2004), S. 843–857; ders.: »Diskurslinguistik als Kontextualisierung: Methodische Kriterien. Sprachwissenschaftliche Überlegungen zur Analyse gesellschaftlichen Wissens«, in: *Diskurslinguistik. Methoden – Gegenstände – Grenzen*, hg. v. Ingo Warnke. Tübingen 2006, S. 34–51; ders.: »Begriffsgeschichte – Diskursgeschichte – Linguistische Epistemologie. Bemerkungen zu den theoretischen und methodischen Grundlagen einer Historischen Semantik in philosophischem Interesse anlässlich einer Philosophie der Person«, in: *Der Diskurs der Personalität: Philosophische Begriffe im interkulturellen*

III. Die Rolle der Sprache im und für das Wissen

Das komplexe Verhältnis von Sprache und Wissen und damit auch die Frage danach, welchen Beitrag die Sprache für Konstitution, Aufbau, Struktur und Abrufung von Wissen leistet, hat Wilhelm von Humboldt in seinem Akademievortrag von 1820 (wie in so vielen Dingen) in unübertrefflicher Kürze und Prägnanz auf den Begriff gebracht:

Das Wort, welches den Begriff erst zu einem Individuum der Gedankenwelt macht, fügt zu ihm bedeutend von dem Seinigen hinzu, und indem die Idee durch dasselbige Bestimmtheit empfängt, wird sie zugleich in gewissen Schranken gefangen gehalten.²⁰

Nimmt man ›Begriff‹ hier als eine Chiffre für das Denken, die Episteme, die Wissensstrukturen, dann stellt sich das Verhältnis von Sprachelementen und Elementen des Wissens (der Kognition) nach Humboldt folgendermaßen dar: Auch wenn nicht der These einer völligen Identität von Sprache (z. B. der ihr inhärenten Semantik in ihrer Summe) und Wissen (bzw. Denken) das Wort geredet werden soll,²¹ so beeinflusst doch die

Umfeld, hg. v. Alexander Haardt u. Nikolaj Plotnikov. München 2006 [im Erscheinen]; Dietrich Busse u. Wolfgang Teubert: »Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik«, in: *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik*, hg. v. Dietrich Busse, Fritz Hermanns u. Wolfgang Teubert. Opladen 1994, S. 10–28; zum anderen eine intensive Beschäftigung mit Grundlagenfragen einer Theorie der Textinterpretation und des Textverstehens, die – orientiert am Beispiel der juristischen Gesetzesauslegung – seit 1985 entfaltet wurde und deren wesentlichen Ergebnisse in Dietrich Busse: *Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik*. Opladen 1991 zusammengefaßt wurden (vgl. dazu auch ders.: *Juristische Semantik*. Berlin 1993).

²⁰ »Ueber das vergleichende Sprachstudium« (1820) zitiert nach: Wilhelm von Humboldt: *Über die Sprache. Ausgewählte Schriften*, hg. v. Jürgen Trabant. München 1985, S. 20. – Den dieser Aussage zugrunde liegenden Gedanken führt Humboldt immer wieder in verschiedenen Perspektiven aus: »Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache, man kann sich beide nie identisch genug denken. [...] Wenn wir Intellectualität und Sprache trennen, so existiert eine solche Scheidung in der Wahrheit nicht.« Ebd., S. 414f. (VII 42). – »Die Sprache trägt immer den Hauch ihres in ihren Schicksalen im wirklichen Sprechen erfahrenen Lebens an sich.« Wilhelm von Humboldt: »Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus (1827–1829)«, in: ders.: *Werke in fünf Bänden*, hg. v. Andreas Flitner u. Klaus Giel. Bd. 3: *Schriften zur Sprachphilosophie*. Darmstadt 1963, S. 284 (VI 231).

²¹ Ausweislich dieses Zitates (und anderer) auch nicht von Humboldt, dem dies fälschlicherweise immer wieder nachgesagt wird.

Tatsache, daß Epistemisches nur (oder weit überwiegend) in sprachlicher Form veräußert und damit kommuniziert werden kann, erheblich die Struktur und den Gehalt des Wissens selbst. (»Das Wort fügt dem Begriff von dem Seinigen hinzu.«) Wissens-elemente sind als solche nur identifizierbar, indem wir sprachliche Mittel haben, diese zu isolieren und zu evozieren. (»Das Wort macht den Begriff erst zu einem Individuum der Gedankenwelt.«) Ohne Wörter (sprachliche Ausdrucksmittel) gibt es keine identifizierbaren Gedanken (epistemischen Elemente); erst durch sie bekommt Gedankliches eine Identität, Abrufbarkeit und Wiederholbarkeit; das heißt aber auch: erst durch sie wird es wandlungsfähig und kann eine Geschichte bekommen. (»Die Idee erfährt durch das Wort Bestimmtheit.«) Zugleich geben die sprachlichen Mittel dem Epistemischen Struktur und begrenzen es, spannen es gleichsam in das Korsett sprachkonstituierter Strukturen ein. (»Die Idee wird durch das Wort in gewissen Schranken gefangen gehalten.«)

Was Humboldt hier formuliert, ist einer der Grundgedanken einer epistemologisch fundierten Semantik und Sprachtheorie: Zwar muß man (und sollte vielleicht) nicht von einer Identität von Sprache und Wissen, von den Strukturmöglichkeiten, die durch die sprachlichen Ausdrucksmittel vorgegeben werden, und den Möglichkeiten der Strukturierung und Entwicklung des Wissens sprechen, doch stehen beide in einer tiefen Wechselbeziehung, beeinflussen sich beide tiefer, als es von vielen (auch und gerade Linguisten und Sprachphilosophen) gerne zugestanden wird. Dies wird in einer auf dem Gedanken der Wissensrahmen fundierten Semantik deutlich: Zwar gibt es keine Strukturidentität, keine strikte Eins-zu-eins-Entsprechung z. B. von satzgrammatischen syntaktischen Rahmen (»Kasusrahmen« beim frühen Fillmore) und epistemisch-satzsemantischen Rahmen (Wissensrahmen), doch hängen beide äußerst eng zusammen. Sprachstrukturelle Mittel »enkodieren« (grammatikalisieren) in der Regel nur und vor allem die typischsten und am häufigsten vorkommenden Elemente von Wissensrahmen (z. B. in Form von kasusregierten Objekten eines Verbs); andere Elemente müssen dann aus dem aktivierten Wissen erschlossen werden. Doch läßt die Sprache immer die Möglichkeit, die »fehlenden« Elemente zu verbalisieren, auch sprachlich explizit in das verbal Ausgedrückte zu integrieren. Einzelne sprachliche Zeichen (Wörter, Begriffe) evozieren Wissenskomplexe, eröffnen Assoziationsräume; Kombinationen von sprachlichen Zeichen können Assoziationsspielräume eingrenzen, Gemeintes vereindeutigen, aber auch weitere Assoziationsspielräume eröffnen/evozieren. Dasselbe gilt erst recht für Sätze und

schon gar für Texte. Sprachzeichenkombinationen wirken daher epistemisch gesprochen immer entgrenzend und begrenzend zugleich. Welches von beiden in einem jeweiligen Falle zutrifft (oder ob in je verschiedenen Hinsichten beides zugleich) hängt ausschließlich von der epistemischen Funktion der aktuellen Kombination von genau den Zeichen ab, die jeweils zusammengefügt wurden.

Sprachliche Ausdrucksmittel (Wörter/Begriffe, Sätze/Satzstrukturen, Texte/Textstrukturen) sind als Zeichen Objekte von Deutungsakten; als Mittel der Kommunikation sind sie jedoch Reflexe kommunikativer Intentionen der Ent-Äußerer. Husserl hatte den Zusammenhang zwischen beiden Perspektiven dadurch hergestellt, daß er den Sprachzeichen den Charakter von »Anzeichen« für die vermuteten geistigen Akte der Sprecher/Hörer zuwies, und sie damit einerseits auf dieselbe Stufe stellte mit den »natürlichen Zeichen« (wie z. B. »Rauch« für »Feuer«), ihre Interpretation andererseits jedoch an eine Art Empathie der Interpreten für die Verfasser band.²² Dennoch verbleibt eine unüberwindbare Distanz zwischen den verschiedenen Perspektiven, mit denen man den Sprachzeichen, ihrer Deutung und der mit ihrer Äußerung verbundenen Intentionalität sprachtheoretisch gegenüber treten kann. Für Zeichenbegriff, Bedeutungsbegriff und Kommunikationsbegriff ergeben sich sehr verschiedene Schlußfolgerungen abhängig davon, welche der Perspektiven auf das Geschehen, in das sie eingebettet sind, man einnimmt.

Beginnen wir mit der geläufigsten, der zeichentheoretischen Perspektive. Die Fähigkeit, aus Wahrnehmungsdaten Schlußfolgerungen abzuleiten (vulgo »sie mit Sinn zu füllen«), ist eine elementare Fähigkeit von Lebewesen (nicht nur der menschlichen), ohne die sie nicht in ihrer Umwelt überleben könnten. Die Wahrnehmung von demjenigen, was Menschen »Zeichen« nennen, ist nur ein Spezialfall (oder wenn man so will: eine spezifische Sichtweise) für diese elementare Orientierungs-, Wahrnehmungs-, Erkenntnis-, Schlußfolgerungs- und Deutungsfähigkeit. Welche geistigen Akte von einem Wahrnehmungsanlaß (sei es ein beliebiges natürliches Objekt, sei es das, was man ein »natürliches Zeichen« nennt, sei es ein Artefakt, bei dessen Deutung man auf gesellschaftliche Konventionen zurückgreift) jeweils ausgelöst werden (linguistisch gesprochen: welche »Bedeutung« aktiviert wird), ist zunächst einmal nicht begrenzt. Ob man einen (z. B. literarischen) Text strikt in den Grenzen dessen, was man für seine Wörter in den gängigen Wörterbuchdefinitionen und für

²² Edmund Husserl: *Logische Untersuchungen*. 6. Aufl. Tübingen 1980 (Nachdruck der zweiten umgearbeiteten Auflage 1913; zuerst 1901), Bd. II/1, S. 37f.

seine Satzstrukturen in den gängigen Grammatikregeln beschrieben findet, deutet, ob man etwa weitere Schlußfolgerungen hinsichtlich Intentionen, geistigem Epochen-Kontext usw. aus ihm ableitet, oder ihn gar nach den Regeln der Psychoanalyse auf ödipale Strukturen des Verfassers oder ähnliches abfragt, ist nicht von vorneherein durch die Zeichenausdrücke des Textes begrenzt oder vordefiniert; es hängt allein davon ab, wie weit man den Kreis der durch seine Zeichenfolgen ausgelösten Schlußfolgerungen und Gedankenprozesse ziehen will. Das heißt vor allem: Es gibt keine äußeren, dem Interpretationsprozeß vorgelagerten Kriterien dafür, wo und ob man in einem Prozeß des schlußfolgernden Denkens (und Deutens) halt macht oder halt machen muß.

Ob man mithin Texte und Begriffe auf Strömungen des gesellschaftlich begründeten historischen Wissens hin analysiert, wie es in der Methode der ›Begriffsgeschichte‹ nach dem Muster von Koselleck, Reichardt u. a. erstrebt wird; ob man elementare Prädispositionen für Wissen und Wissensströmungen, ob man Möglichkeitsbedingungen für Aussagen (›enoncés‹) und unintentionale Einflußgrößen für menschliches Denken und Sprechen bloßlegen will, wie es die Diskursanalyse im Sinne Foucaults erstrebt; oder ob man tiefenpsychologische, ethnologische, mythologische, epistemologische, sozialpsychologische Deutungen daran festmacht, wie es u. a. Lacan, Lévi-Strauss, Barthes, Bourdieu vorexerziert haben – all diese Herangehensweisen sind in gleicher Weise möglich, gerechtfertigt oder überzogen, schwer begründbar. Es gibt kein privilegiertes Deutungsverfahren im Lichte einer epistemologisch begründeten Theorie der Zeichendeutung. Auch die üblichen linguistischen Verfahren, welche nach Auffassung vieler (wenn nicht der meisten) Fachvertreter konventionale soziale Bedeutungen von Sprachzeichen festmachen und dadurch eine ›sprachliche Bedeutung im engeren Sinne‹ definieren sollen, welche dann dichotomisch dem ›Weltwissen‹ oder einer kontextuellen Deutung gegenüber gestellt wird, bieten in keiner Weise einen privilegierten Zugang zur ›Bedeutung‹ der als Zeichen interpretierten menschlichen Artefakte. Sie bieten allenfalls den Vorzug einer größeren Nähe zu einem ›common-sense‹-Verständnis der Zeichen, Texte und ihrer Bedeutungen.

Sprachzeichen sind also – wie gesagt – Auslöser für schlußfolgernde geistige Akte, die von diesen selbst logisch völlig unabhängig sind. Diese Feststellung sollte nun keinesfalls so mißverstanden werden, als öffnete sie purer Beliebigkeit und Willkür Tür und Tor. Zeichen und Zeichendeutungen sind eingebettet in menschliche Interaktionen, mithin in soziale Zusammenhänge und Abläufe. Die ›Sozialisierung‹ der Sprache und Zei-

chendeutung beginnt mit dem Hineinwachsen des Kindes in die Sprache der es umgebenden sozialen Welt. Das einzelne Individuum kann sich immer nur in Grenzen von den Zwängen und Vorgaben der sozial vermittelten Deutungspotentiale der von ihm verwendeten Sprachzeichen frei machen. Dies meinte Humboldt, wenn er sagte, daß das Wort (die Sprache) den Begriff (und damit das Denken) in gewissen Grenzen gefangen hält. Für eine kulturhistorische Forschung ist es geradezu der Mehrwert der Sprachzeichen und Texte (als Zugriffspunkte für die Forschung), daß unter Forschungsperspektiven aus der Wahl, Kombination und Kontextualisierung von Wörtern/Aussagen auf dahinter stehendes sozial vermitteltes Wissen, und mithin von dem einzelnen Text auf das Denken ganzer Gruppen, Epochen usw. geschlossen werden kann. Sprachzeichen und Texte sind daher indiziell für epistemische Zusammenhänge und Konstellationen; sie sind Zugriffspunkte auf kulturhistorisch relevantes Wissen, dessen Umfang weit über lexikalische Semantik und ›sprachliche Bedeutung‹ im reduktionistischen Verständnis der Mainstream-Linguistik hinausgeht.

Dieser ersten, zeichendeutenden, deutungsfixierten Perspektive auf Texte steht eine andere nur scheinbar diametral gegenüber: Die In-den-Blick-Nahme der kommunikativen Absichten, Intentionen der Verfasser. Im Grunde ist hier Schleiermacher nichts hinzuzufügen, der die ›grammatische‹ (wortbezogene, in heutiger Terminologie: auf lexikalische Bedeutungen orientierte) Methode der Interpretation und die ›divinatorische‹ Methode (das Sich-hinein-versetzen in den Autor, modern ausgedrückt: das Aufspüren seiner vermuteten kommunikativen Intentionen) als letztlich untrennbare Einheit ansah. Sprachtheoretisch gesehen liegt die Konvergenz beider Perspektiven auf der Hand: Wir interpretieren die sprachlichen Zeichen (und Texte), denen wir begegnen, im allgemeinen nach der Maßgabe, daß die Verfasser sich dabei wohl schon das gedacht haben mögen, was wir selbst uns gedacht hätten, wenn wir diese Zeichen in dieser Kombination und diesem Kontext so verwendet hätten, wie dies in dem vorliegenden Text geschehen ist. Der Sozialpsychologe George Herbert Mead hat dies als die Perspektive des ›generalisierten Anderen‹ bezeichnet.²³ Nur dann, wenn wir präzisere Kenntnisse über individuelle Verfasser und deren vermuteten Wissenshintergrund, deren Präferenzen und mögliche Intentionen haben, kann diese Deutung mehr und anderes werden als eine bloße Spiegelung unseres eigenen Wissens in dem den

²³ George Herbert Mead: *Mind, Self and Society*. Chicago 1934 [dt.: *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt a. M. 1968], S. 152ff.

anderen unterstellten Wissen. Eine sogenannte ›intentionale‹ Interpretation ist daher meist nichts anderes als eine Spiegelung unseres eigenen Bedeutungswissens. Führt dies nicht zu einer Verkürzung der ›gemeinten Bedeutung‹ auf die fatale ›lexikalische Bedeutung‹ im reduktionistischen Verständnis vieler Linguisten?

Nein; und zwar aus folgendem Grunde: Wir orientieren uns hinsichtlich unseres eigenen Bedeutungswissens stets an dem Möglichkeitsraum der Verwendung (und mithin Kontextualisierung) der Sprachzeichen, der von den uns bekannten erfolgreichen Präzedenzfällen früherer (aktiver wie rezeptiver) Verwendung der jeweiligen Sprachzeichen aufgespannt ist. Wir orientieren uns, wie Wittgenstein es ausgedrückt hat, an den ›Gepflogenheiten‹ des Gebrauchs des jeweiligen Zeichens (den eigenen und denen der anderen). So wie eine Beschreibung der ›lexikalischen Bedeutung‹ (der sogenannten ›wörtlichen Bedeutung‹) letztlich nichts anderes sein kann als eine stark verkürzende und abstrahierende Extrapolation aus Akten der sinnvollen und verstehbaren Verwendung eines Sprachzeichens, so kann der eigene Gebrauch eines Zeichens (sei es aktiv zu kommunikativen Zwecken, sei es passiv in der Zeichendeutung und dem Verstehen) nichts anderes sein als eine heuristische und meist auch probabilistische Hochrechnung auf der Basis unserer bisherigen Semantisierungserfahrungen (d. i. Verwendungserfahrungen). Oder mit anderen Worten: Das, was wir mit einem Zeichen meinen können, ist immer rückgebunden an den Möglichkeitsraum der vergangenen erfolgreichen Zeichenverwendungen. (›Konvention‹, ›Regel‹ sind nur andere Wörter für diesen Sachverhalt.)

Eine sog. ›intentionale‹ (oder ›divinatorische‹) Interpretation ist daher im alltäglichen Verstehen und Deuten nicht grundsätzlich verschieden von einer konventionsgestützten Interpretation. Oder, wie es der Sprachphilosoph Herbert Paul Grice ausgedrückt hat: Ich muß, will ich in meinem Kommunikationsbemühen erfolgreich sein, mit meinen Worten das meinen, von dem ich weiß, daß es die anderen damit meinen würden, wenn sie dasselbe Wort in demselben Kontext verwenden würden.²⁴ In

²⁴ Vgl. Herbert Paul Grice: »Meaning Revisited«, in: *Mutual Knowledge*, ed. N. V. Smith. London–New York 1982, S. 223–243, hier S. 239. – Dies ist der tiefere Sinn von Schleiermachers berühmter Bemerkung: »Die Aufgabe ist auch so auszudrücken, ›die Rede zuerst ebensogut zu verstehen und dann besser zu verstehen als ihr Urheber«, nach der er fortfährt: »Denn weil wir keine unmittelbare Kenntnis dessen haben, was in ihm ist, so müssen wir vieles zum Bewußtsein zu bringen suchen, was ihm unbewußt bleiben kann, außer sofern er selbst reflektierend sein eigener Leser wird. Auf der objektiven Seite hat er auch hier keine anderen Data als wir.«

Bezug auf den Interpretationsakt: Ich muß meinen, daß der Autor das gemeint hat, was ich gemeint haben würde, wäre ich an seiner Stelle der Verfasser des vorliegenden Textes gewesen. Um es etwas kürzer und hoffentlich präziser zusammenzufassen: ›Konventionalität‹ ist im Grunde nichts anderes als die Summe vermuteter ›Intentionalität‹; ›Intentionalität‹ ist nur ein anderes Wort für einen spezifischen Argument- oder Datentypus, den wir in unserem verstehenden Schlußfolgern benutzen und der seine Grundlage in unhintergehbaren sozialpsychologischen Fakten bezüglich des Spiegelungsverhältnisses von Ich (eigenem Wissen) und Anderem (dem Wissen der anderen) hat.

Wenn in der sprachtheoretischen Konzeption des Textverstehens, die den Überlegungen der letzten Absätze zugrunde liegt, die Perspektiven der ›wörtlichen Bedeutung‹ (Linguisten sagen: lexikalischen Bedeutung) oder der ›Konvention‹ und die der ›Intention‹, der ›Autorabsicht‹ zusammenfallen (oder zumindest in enger Abhängigkeit voneinander stehen), wie ist dann eine Interpretation von Wörtern, von Texten möglich, die deren Interpretation nicht in das Prokrustesbett des Üblichen, des Althergebrachten, der Konventionen und tradierten Bedeutungsgebung einspannt? Oder anders gefaßt: Wie ist poetischer Mehrwert, ist Innovation, Individualität, ›Neues Denken‹ dann überhaupt noch möglich? Muß eine solche Theorie der Semantik und des Textverstehens nicht zwangsläufig all das ignorieren, was z. B. vielen Literaturwissenschaftlern an den literarischen Kunstwerken so lieb und wichtig ist?

Ich meine, dies ist nicht der Fall, und zwar, weil es neben ›Konventionalität‹ und ›Intentionalität‹ noch eine dritte Perspektive gibt. Ich nenne sie die epistemische Perspektive (die Perspektive des verstehensrelevanten Wissens, der Wissensrahmen und der durch sie gebildeten Strukturen). Dies muß erläutert werden. Wörter haben ein epistemisches Evokationspotential, das weit über die lexikalische (›wörtliche‹) Bedeutung im üblichen Sinne, aber auch weit über ihre konkrete semantische Funktion in gegebenen Sätzen hinausreicht. Sätze, als Kombinationen von Wörtern, potenzieren einerseits das Evokationspotential der einzelnen Wörter, lenken es andererseits durch kontextuelle Disambiguierung in engere Bah-

(Friedrich D. E. Schleiermacher: *Hermeneutik und Kritik*. Mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte Schleiermachers, hg. und eingeleitet v. Manfred Frank. Frankfurt a. M. 1977 [Nach der posthumen Ausgabe von Fr. Lücke, 1838], S. 94). Denn dies gilt ebenso sehr umgekehrt: Auch wir als Interpreten haben im allgemeinen keine anderen Data als der Autor, wir sind rückgeworfen auf die Zeichenformen, die er uns hinterlassen hat. Alles, was wir daraus machen, kommt aus uns, aus unserem Wissen und unserer Fähigkeit zum schlußfolgernden Verstehen.

nen. Texte als Kombinationen von Sätzen wirken epistemisch gesehen auch strukturierend (und damit eingrenzend), können das Evokationspotential der gesamten Zeichenkombinationen aber noch einmal erheblich ausweiten. Das Deutungspotential, das Texte bei einer intensiven Interpretation bieten, kann noch einmal über das sozial gebundene Evokationspotential erheblich hinausgehen.²⁵

Das Wissen, das Wörter und Texte in den verstehenden Individuen und ihrer Gesamtheit evozieren, ist keine amorphe Masse, sondern wohl strukturiert. Freilich ist die Struktur nicht nach dem Muster von Mosaiken oder festen hierarchischen Gebäuden gebildet, sondern eine Vielfalt von sich vielfach überlappenden Strukturgebilden, in denen jedes einzelne epistemische Element Anschlußmöglichkeiten an andere (benachbarte, aber auch weiter entfernte) Wissenskomplexe bietet.²⁶ Man kann daher auch sagen: Das Evokationspotential der Wörter und Sätze eines Textes öffnet (erschließt) Wissensräume, macht sie für die Deutung verfügbar und bildet zugleich deren Fundament. Wichtig ist, daß es sich um gebahnte Formen der Erschließung des verstehensermöglichenden (oder -stützenden oder -erweiternden) Wissens handelt. Wissenserschließung (als Element der Textdeutung) verläuft auf Pfaden, die alles andere als zufällig sind, sondern Ergebnis gesellschaftlich erzeugter Strukturierungen. Allein die schwer überschaubare Vielzahl von Anschlußmöglichkeiten bewirkt, daß die gesellschaftlich verursachte Bahnung nicht zu einem Determinismus des Wissens und Verstehens (und damit auch des Meinens bzw. der Ausdrucks-Intentionalität) führt.

Kreativität, Innovationskraft, individuelle Prägung, Überraschungspotential von Texten, Ideen, (Be-)Deutungen sind daher weniger Auswuchs

²⁵ Wenn man so will, kann man vielleicht das ›Deutungspotential‹ als eine extreme Ausweitung des ›Evokationspotentials‹ im Rahmen einer gelenkten, technisch versierten und aktiven Interpretationsarbeit sehen; oder umgekehrt das ›Evokationspotential‹ als den konsensuellen (oder ›common-sense‹-gebundenen) Teil des ›Deutungspotentials‹. All dies sind sehr vorläufige heuristische Begriffe, mit denen keinerlei Anspruch auf terminologische Stringenz verbunden ist.

²⁶ Das Evokationspotential von (sprachlichen) Zeichen macht nicht an der Grenze der ›Semantik‹ halt. Wie in der dadaistischen Lyrik und z. B. der ›écriture automatique‹ wohl erprobt, kann aufgrund der Zweiseitigkeit der sprachlichen Zeichen (als Kombinationen von Ausdrucksseite/Form und Inhaltsseite) auch die reine Laut- oder Buchstabengestalt der Wörter Evokationspotentiale entfalten, die Deutungsräume öffnen und Wissensquerbezüge erlauben, die über die ursprünglichen semantischen Potentiale hinausgehen. Für einen Linguisten ist dies alles andere als überraschend, sind solche Evokationspotentiale jenseits der Semantik doch z. B. aus der Soziolinguistik (z. B. als ›Symptomfunktion‹ im Sinne Karl Bühlers) gut bekannt.

genialischer Leistungen und damit gegründet in der Autonomie der Zeichen setzenden Subjekte, als vielmehr Synergie-Effekte, die durch das Zusammenwirken von Wissensrahmen entstehen, die jeder für sich gesellschaftlich vorstrukturiert (und damit keine rein individuellen Leistungen) sind, aber in der (neuen) Art der Kombination Wissensräume zusammenführen, die bisher möglicherweise noch getrennt waren. Der Streit zwischen Dekonstruktivisten und ihren Gegnern erscheint dann in einem neuen Licht, denn im Grunde haben beide Seiten recht: Individuelle Leistung bleibt möglich durch das kreative Provozieren von Synergieeffekten, durch die geschickte Kombination von epistemischem Material, aus dessen Zusammenwirken (wie in einer Art chemischen Reaktion) Neues auch dann entstehen kann, wenn jedes einzelne Element, jeder einzelne der benutzten oder evozierten Wissensrahmen (oder Wissens-elemente) für sich genommen altes Material mit unhintergebarerer gesellschaftlicher Vorprägung ist.

Eine epistemische (auf das verstehensnotwendige Wissen fokussierte) Perspektive auf Wörter, Texte und Textverstehen resultiert zumindest aus linguistischer Sicht in einer enormen Erweiterung des interpretatorischen und text- oder wissensanalytischen Potentials. Die in der kognitiv orientierten linguistischen Semantik mittlerweile erprobte, auch in der Sprachgermanistik neuerdings zunehmend zu unterschiedlichsten Zwecken angewandte Methode der Wissensrahmen-Analyse kann zu Ergebnissen führen, die die Möglichkeiten traditionellerer Verfahrensweisen weit überschreiten.²⁷ Der Gewinn liegt unter anderem in einer gezielteren Len-

²⁷ Ich werde darauf unten in Kap. 5 noch einmal zurückkommen. Anwendungsgebiete in der Linguistik sind neben der Satzsemantik etwa: Lexikographie, Historische Semantik, Diskursanalyse, Analyse öffentlichen Sprachgebrauchs (Sprache in der Politik, ideologischer Sprachgebrauch, Werbesprache, Mediensprache), Argumentationsanalyse, Sprachkritik, Metaphernanalyse u. a. m. Weitere Anwendungen ließen sich denken und leicht umsetzen. Vgl. etwa Claudia Fraas: *Gebrauchswandel und Bedeutungsvarianz in Textnetzen: Die Konzepte Identität und Deutsche im Diskurs zur deutschen Einheit*. Tübingen 1996; dies.: »Begriff – Konzepte – Kulturelles Gedächtnis. Ansätze zur Beschreibung kollektiver Wissenssysteme«, in: *Sprache und Kultur*, hg. v. Horst D. Schlosser. Frankfurt a. M. 2000, S. 31–45; dies.: »Usuelle Wortverbindungen als sprachliche Manifestation von Bedeutungswissen. Theoretische Begründung, methodischer Ansatz und empirische Befunde«, in: *Lexikon und Text*, hg. v. Henrik Nikula u. Robert Drescher. Vaasa 2001, S. 41–66; Josef Klein: »Frame als semantischer Theoriebegriff und als wissensdiagnostisches Instrumentarium«, in: *Interdisziplinarität und Methodenpluralismus in der Semantikforschung*, hg. v. Inge Pohl. Frankfurt a. M. 1999, S. 157–183; ders.: »Metapherntheorie und Frametheorie«, in: *Prozesse der Bedeutungskonstruktion*, hg. v. Inge Pohl. Frank-

kung des analytischen (und interpretatorischen) Blicks. Statt freier (interpretatorischer) Assoziation wird es möglich, entlang der Strukturlinien epistemischer Rahmungen (der durch sie eröffneten Leerstellen, Anschlußstellen) verstehensnotwendiges oder -beeinflussendes Wissen explizit zu machen und ihren Einfluß auf die Textbedeutung oder das textliche Potential offen zu legen. Dies heißt nicht, daß ein solches Verfahren den interpretativen Charakter jeder wort- oder textbezogenen epistemologischen Analyse hintergehen könnte. Dennoch sollte ein Zugewinn an Reflektiertheit, Begründbarkeit, Hinterfragbarkeit der interpretatorischen oder textanalytischen oder wissenschaftlichen Ergebnisse möglich werden.

Die Perspektive der Wissensrahmen (der Fokus auf das verstehensrelevante Wissen und seinen Strukturen) vermeidet die Einseitigkeiten und Aporien sowohl der zeichenorientierten als auch der intentionsfixierten Blickrichtungen. Gegenüber der intentionsbezogenen Perspektive auf Sprache und Texte hat sie den Vorteil, daß sie die problematische Prämisse der Auktorialität (mit allen Implikationen traditioneller Subjektphilosophie, wie sie Foucault kritisch markiert hat) ersetzt durch eine Bezug-

furt a. M. 2002, S. 179–186; Klaus-Peter Konerding: *Frames und lexikalisches Bedeutungswissen. Untersuchungen zur linguistischen Grundlegung einer Frametheorie und zu ihrer Anwendung in der Lexikographie*. Tübingen 1993; ders.: »Grundlagen einer linguistischen Schematheorie und ihr Einsatz in der Semantik«, in: *Methodologische Aspekte der Semantikforschung*, hg. v. Inge Pohl. Frankfurt a. M. 1997, S. 57–84; Ziem: »Begriffe, Topoi, Wissensrahmen« (wie Anm. 8); ders.: »Begriffswissen. Ein linguistischer Beitrag zur sprachlichen Bedeutungskonstruktion in literarischen Texten«, erscheint in: *Eingrenzen und Überschreiten. Verfahren in der Moderneforschung*, hg. v. Martin Roussel u. a. Würzburg 2005; ders.: *Frame-Semantik und Diskursanalyse. Zur Verwandtschaft zweier Wissensanalysen*. Paper für die Konferenz Diskursanalyse in Deutschland und Frankreich. Aktuelle Tendenzen in den Sozial- und Sprachwissenschaften. 30. Juni–2. Juli. Paris 2006; ders.: »Diskurse, kollektive Wissenssysteme und Frames als Formen der Sprachkritik«, erscheint in: *Apum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 2006. – Auch gibt es bereits Anwendungen in der Literaturwissenschaft; bekannt ist mir nur Eberhard Müske: »Erklärungspotenzen des Frame-Konzepts im literarischen Diskurs«, in: *Strukturuntersuchung und Interpretation künstlerischer Texte: interdisziplinäres Kolloquium an der Sektion Germanistik und Kunstwissenschaften der MLU-Halle-Wittenberg*, hg. v. Hans G. Werner u. Eberhard Müske. Halle 1991, S. 247–259; ders.: »Frame-Struktur im narrativen Diskurs. Anmerkungen zu einem dynamischen Modell des literarisch-künstlerischen narrativen Diskurses«, in: *Hallesche Studien zur Wirkung von Sprache und Literatur 19*. Halle 1991, S. 4–16; ders.: *Diskurssemiotik. Zur funktionellen Integration des Frame-Konzepts in ein dynamisches Modell literarisch-künstlerischer Texte*. Stuttgart 1992.

nahme auf die epistemischen (in den Verwendungsmöglichkeiten der Sprachzeichen gebundenen) Voraussetzungen jedes individuellen Ausdrucksbemühens. Gegenüber der rein zeichenorientierten Perspektive hat sie den Vorteil, daß sie die problematischen Entgrenzungen und Deliberationen, zu denen eine solche Perspektive in der Geschichte der Textwissenschaften und -auslegung immer verführt hat, rückbindet an das in einer bestimmten Epoche (ausweislich der kulturhistorischen Gesamterkenntnisse) überhaupt Wissbare und Meinbare und dadurch begrenzt auf das, was Foucault die »Episteme einer Epoche« genannt hat. Eine epistemologische Perspektive auf Bedeutung, Interpretation, Textverstehen, auf Begriffe, Diskurse, historische Topologien wirkt im Ergebnis in zweierlei Hinsicht: Sie weitet den Horizont des in einer Textanalyse oder (historischen) Semantik zu Berücksichtigenden und begrenzt und leitet zugleich die Analyse in den Bahnen der nach den historischen kulturalistischen Erkenntnissen erwartbaren Wissensmöglichkeiten von Epochen, Diskursgemeinschaften, Individuen.

Die Rolle der Sprache in diesem Feld ist – wie bereits Humboldt bemerkte – eine zweifache: Wörter und Texte fokussieren, prägen und strukturieren das verstehensrelevante Wissen; sie wirken auf es ein, verändern es, ermöglichen seine (manchmal und immer wieder überraschenden) Kombinationen. Sie sind, wie es Koselleck für die Begriffsgeschichte präzise dargelegt hat, »Faktor« und »Indikator« der Wissensstrukturen und -bewegungen.²⁸ Dies mag man (wegen des unhintergebar intersubjektiven und sozialen Charakters der die Wortverwendungen und damit -bedeutungen regelnden Konventionen) als Begrenzung und Einschränkung sehen, kann es aber ebenso gut auch als Gewinn sehen wegen der in einem so komplexen Zeichensystem wie der Sprache immer und jederzeit möglichen Synergie- und damit Innovationseffekte. Sprache ist aber auch der Ausdruck des Wissens. Auch wenn die »Wörter« (und Texte) nicht die »Fenster zur Seele« sind, als die sie auch schon einmal apostrophiert wurden,²⁹ so haben sie doch indiziellen Wert; und zwar nicht nur im Sinne von Husserls »Anzeige«-Funktion für die Intentionen des/der Sprechenden/Schreibenden, sondern auch für ihre epistemischen Hintergründe, Gedanken, Assoziationsbahnen usw. In dieser Funktion erschließen sie

²⁸ Reinhart Koselleck: »Einleitung«, in: *Geschichtliche Grundbegriffe*, hg. v. Otto Brunner, Werner Conze u. Reinhart Koselleck. Stuttgart 1972ff., S. XIIIff. Vgl. zu seinem Konzept ausführlich Busse: *Historische Semantik* (wie Anm. 19), S. 50ff.

²⁹ Streng genommen bleibt die »Seele«, die individuelle Kognition oder Episteme ja immer eine »black box«, in die wir nicht hineinschauen können, ja, die sich vollständig noch nicht einmal dem Träger dieses Kästchens erschließt.

nicht nur individuelles Gedankengut (Gemeintes, Gedachtes, Angedeutetes), sondern machen Rückschlüsse auf Individuenübergreifendes möglich. Sie haben, wie man es ausdrücken könnte, als Zugriffspunkte epistemologischer Untersuchungen einen kulturalistischen, kulturhistorischen Mehrwert, der weit über etwaige kommunikative Absichten ursprünglicher ›Autoren‹ hinausgehen kann. (Der ›Marktwert‹ eines solchen ›Erkenntnismehrwerts‹ sollte freilich nicht dadurch inflationär geschmälert werden, daß an die Stelle strukturierter und überprüfbarer – semantisch-epistemischer – Analyse das grenzenlos deliberierende ›wilde Deuten‹ tritt.)

IV. Text – Sprache – Wissen

Im Grunde ist das meiste in unserem Kontext Wichtige zum Verhältnis von Text, Sprache und Wissen im Vorhergehenden bereits gesagt oder zumindest unschwer daraus erschießbar. Deshalb nachfolgend nur einige Ergänzungen. Menschliches Wissen ist stets in Sprache gefaßt, nur durch diese und in dieser zugänglich und explizierbar (und sei es in der sprachlichen Form, in der die Ergebnisse einer Wissensanalyse ausgedrückt sein müssen). Sprache wiederum (die Funktion und Leistung seiner Wörter/Zeichen, Sätze und Texte) beruht auf dem Wissen, dient dem Verweis auf es, seiner Evozierung und Aktualisierung; ohne Elemente einer Wissensanalyse läßt sich die Bedeutung der sprachlichen Zeichen und Zeichenketten schlicht nicht explizieren und analysieren.³⁰ Texte³¹ wiederum sind die Realisierungsform sowohl für Sprache als auch für Wissen. Sprache existiert nur in Form von Texten (und Textteilen/Teiltextrn), wie umgekehrt Texte die Sprache voraussetzen, mit ihrem Material arbeiten und spielen. Texte sind aber auch die wichtigste Form, in der menschliches

³⁰ Dies haben die Mainstream-Linguisten – in ihrer Mehrheit bis heute – nur deshalb verkannt, weil sie unreflektiert ihr eigenes Alltagswissen als selbstverständlich gegeben voraussetzen und sich nicht klar machen, wie sehr das verstehensrelevante Wissen über dasjenige hinausgeht, was in Wörterbüchern explizit in Paraphraseform ausgedrückt ist.

³¹ Ich gehe hier von einem weiten Textbegriff aus, wie er für die heutige Textlinguistik einschlägig ist. Danach ist jedes aktuelle Vorkommen von sprachlichen Zeichen, insofern es als Vollzug einer vollständigen kommunikativen Handlung gelten kann, als ›Text‹ aufzufassen. Es müssen daher nicht zwangsläufig mehrere Sätze sein.

Wissen ausgedrückt wird.³² Sie dienen aber nicht nur der materiellen ›Lagerung‹ (bzw. ›Speicherung‹) von Wissen als ›Aufbewahrungssysteme‹, sondern wirken erheblich (und wohl entscheidend) auf es zurück, indem sie es beeinflussen, kombinieren und durch die unzähligen und multilateralen Möglichkeiten des Neu-Arrangements transformieren.

Wie eng die Verflechtung dessen, was wir ›Text‹ nennen, mit dem Gesamtbereich des menschlichen Wissens ist (das man in Hinblick auf die Texte als ›verstehensrelevantes Wissen‹ charakterisieren kann), wird aus dem vollständigen Scheitern aller früheren linguistischen Bemühungen deutlich, ›Text‹ (bzw. ›Textualität‹, wie z. B. textuelle ›Kohärenz‹) auf der Basis ›grammatischer‹ Regeln zu definieren und zu erklären. ›Texte‹ (und der Zusammenhalt der einzelnen Sätze und Wörter, aus denen sie bestehen) hängen, wie heute zugestanden wird, in so elementarer Weise von Wissen ab, das weit über lexikalisch-semantisches und grammatisches Wissen im Sinne der traditionellen Linguistik hinausreicht, daß man ohne das Gerüst solcher Wissensstrukturen streng genommen von ›Text‹ (›Textkohärenz‹ usw.) gar nicht reden kann.³³ Zu diesem Wissen zählt weitaus mehr als nur die ›Textwelt‹, die in jedem Text mehr oder weniger explizit konstituiert (konstruiert) wird.³⁴ Jedes Element einer ›Textwelt‹³⁵ ist selbst wieder eingebettet in strukturierte, häufig sehr dichte und evokationskräftige, Wissenskontexte. Dies erlaubt durch die Wahl selbst vermeintlich unscheinbarer sprachlicher Mittel mitunter die Vernetzung

³² Diese Aussage leugnet nicht, daß auch andere menschliche Artefakte als Ergebnis, Ausdruck und Indizien für Wissen interpretiert werden können, wie nicht zuletzt die Kunstgeschichte an Artefakten prä- oder para-literater Gesellschaften gezeigt hat.

³³ Der vormalige Textlinguist und nachmalige Autopoiesist Siegfried J. Schmidt (*Texttheorie. Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation*. München 1976, S. 150f.) hat in einer gewinnbringenderen Phase seines Wirkens einmal die sehr sinnvolle Unterscheidung von ›Textformular‹ und ›Text‹ (als – auf der Basis bedeutungskonstituierender inferenzieller Verstehensleistungen – ›gedeuteter Text‹) eingeführt.

³⁴ Philosophen und Logiker sprechen in diesem Zusammenhang von ›möglichen Welten‹, Linguisten von ›Diskursuniversum‹.

³⁵ Der Begriff ›Textwelt‹ ist keineswegs auf Abbilder oder Repräsentationen von Realwelten (oder Realwelt-ähnlichen Gebilden, wie z. B. in der fiktionalen Literatur) beschränkt, sondern ist funktionaler Natur. Er umfaßt auch rein abstrakte Diskursuniversen, wie sie z. B. in philosophischen oder wissenschaftlichen Texten aufgebaut werden. Die Möglichkeit (und Beliebtheit) von ›Fantasy‹-Literatur der Spielart ›Herr der Ringe‹ u. ä. zeigt die Autonomie und Unabhängigkeit, die Diskursuniversen gegenüber der sogenannten ›Realwelt‹ haben können.

(›Ver-Link-ung‹) hochgradig verdichteter Wissenskomplexe.³⁶ Durch extensive Nutzung solcher Verweisstrukturen können selbst scheinbar sprachlich einfache Texte epistemisch hochgradig aufgeladen und verdichtet werden. ›Intertextualität‹ ist nur ein sehr unvollkommener Begriff für solche Phänomene, und dazu ein Begriff, der zumindest teilweise in die Irre führt, weil er präsupponiert, daß alles Wissen, das hier für die Deutung eines Textes herangezogen werden muß (oder kann) auch als dieses Wissen in konkreten Texten verfaßt ist. Sofern man nicht detailliert nachweisen kann, daß es diese konkreten Verweistexte wirklich gibt, sollte man treffender von ›epistemischen Kontextualisierungen‹ sprechen.³⁷ Sprache ist damit zuerst und vor allem ein Mittel der Kontextualisierung (Kontextabrufung und Kontextverknüpfung). Sprachzeichenkombinationen (und -strukturen) in Texten lenken die von den Rezipienten zu erbringenden Kontextualisierungsleistungen in bestimmte Bahnen, können sie jedoch nicht in strikten Grenzen präterminieren. Daß dies so ist, darüber kann nur staunen, wer hermeneutisch völlig unbeleckt ist.

V. Verstehensrelevantes Wissen in historischer Perspektive

Foucault bestimmte seine Konzeption der historischen (er nannte es: genealogischen) epistemologischen Analyse von dem, was er ›Diskurse‹ nannte, zunächst vor allem in Abgrenzung: Sie sei keine Geschichte der Begriffe, keine Geschichte der Ideen, keine Geschichte von Themen, Theorien oder Wissenschaften, schließlich: keine Geschichte sprachlicher Zeichen bzw. ihrer Bedeutungen. Was rechtfertigt es dann, sein Konzept (oder Teile daraus) zu reklamieren für das, was man im deutschen Sprachraum heutzutage überwiegend eine ›Historische Semantik‹ nennt? Um dies erklären zu können, muß erläutert werden, welche Zielsetzungen unter dieser Bezeichnung (die mehr eine Forschungsstrategie oder Praxis benennt als eine Theorie oder Methode) gewöhnlich versammelt werden.

³⁶ Wie so etwas funktioniert, konnte gezeigt werden an dem kleinen Wörtchen ›fremd‹ (in ›fremde Sache‹) im Diebstahlparagrafen des deutschen Strafgesetzbuches, durch das das gesamte, höchstgradig komplexe und umfangreiche Wissen über das Eigentumsrecht des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches (und seiner Auslegung und Anwendung) in die Bedeutung dieses Strafrechtsparagrafen hineingeholt wird. Vgl. dazu Dietrich Busse: *Recht als Text. Linguistische Untersuchungen zur Arbeit mit Sprache in einer gesellschaftlichen Institution*. Tübingen 1992, S. 132–135.

³⁷ Vgl. zum Konzept ›Kontextualisierung‹ die ausführlicheren Bemerkungen in Busse: ›Diskurslinguistik als Kontextualisierung‹ (wie Anm. 19).

Für die deutsche Diskussion ist die Zielsetzung durch den Historiker Reinhart Koselleck in der theoretisch-methodischen Einleitung zu dem Unterfangen damaliger Geschichtswissenschaftler, mit dem beispielgebenden Lexikonwerk *Geschichtliche Grundbegriffe* die ›Begriffsgeschichte‹ als zentrale Methode der Geschichtswissenschaft zu etablieren, mit der schon erwähnten Bemerkung beschrieben worden, wonach historische Leitbegriffe ›Faktor wie Indikator‹ geschichtlicher Bewegungen seien.³⁸ Auch wenn Koselleck dies nirgendwo deutlich so gesagt hat, impliziert eine solche Forschungsstrategie doch eindeutig eine epistemologische, eine auf das in einer bestimmten Gesellschaft bei den handelnden historischen Individuen wie ihren Gruppen, Klassen usw. handlungsleitende und das Denken bestimmende Wissen zielende Perspektive. Zugleich steht eine solche Forschungsstrategie (auch das hat Koselleck meines Wissens nirgends ausgesprochen) im gewissen Sinne für eine ›Ent-Subjektivierung‹ des Wissens und der in den Begriffen transportierten Semantik; damit implizit aber auch der auf diesem Wissen gründenden Entscheidungen und Konzeptionen. Indem sich die Begriffsgeschichte in der Prägung Kosellecks gegen eine Geschichte nur aus der Perspektive des Handelns und der Motivationen herausragender historischer Subjekte richtet, hat sie sogar mit der Diskursanalyse Foucaults die gegen die Subjektüberhöhung des deutschen Idealismus gerichtete Stoßrichtung gemein. Hinzu kommt eine dritte unausgesprochene Prämisse, wonach das, was die Menschen einer jeweiligen Epoche für die Wirklichkeit halten (bei Koselleck ging es nur um historisch-soziale Wirklichkeit, aber der Gedanke ließe sich auf Wirklichkeitsverständnis jeglicher Art ausdehnen), letztlich durch die Sprache konstituiert wird, mit der diese Wirklichkeit bezeichnet, erfaßt, beschrieben und konstruiert wird.³⁹

Epistemologie als Grundlage einer Beschreibung von Gesellschaften und Kulturen und dem, was sie im innersten zusammenhält und lenkt und bestimmt; Prädetermination und Entsubjektivierung (Ent-Individualisierung) des Wissens und damit des Denkens, Entscheidens, Handelns in einer Gesellschaft; Konstitution des Denkens und Wissens (und damit des Verständnisses der Wirklichkeit und ihrer Elemente) durch Sprache: Dies sind die Implemente nicht nur der ›Begriffsgeschichte‹ in Kosellecks Prägung, sondern, wie sehr bald gesehen wurde, auch der Untersuchung von

³⁸ Koselleck: ›Einleitung‹ (wie Anm. 28), S. XIII.

³⁹ In zahlreichen späteren Vorträgen Kosellecks wurde deutlich, daß er letztlich zentrale, mächtige Begriffe wie geschichtslenkende Individuen gesehen hat, die den Verlauf des historischen Geschehens beeinflussen.

›Diskursen‹, von ›historischen Aprioris‹, der ›Genealogie‹ der Episteme, wie sie Foucault etwa zeitgleich vorgeschlagen und entwickelt hatte. Es lag daher nahe, die methodisch (im strengeren Sinne dieses Begriffs) wenig ausgearbeitete Leitidee von Koselleck auszubauen in Richtung einer historischen Diskursanalyse, in deren Begründung wenigstens zwei der oben genannten, bei Koselleck verdeckten, Prämissen offen ausgesprochen worden waren. Wenn auch die ›Begriffsgeschichte‹ im ursprünglichen Sinne nach wie vor ihren Platz behauptet⁴⁰ und in methodisch konservativeren Disziplinen wie der Schulphilosophie zu neuen Ehren gelangt, lag die theoretisch-methodische Dominanz auf dem Feld der historischen Semantik und Epistemologie in den letzten zwei Jahrzehnten doch eher bei dem sehr heterogenen Feld von Methoden und Forschungskonzepten, die heute pauschalisierend mit dem Begriff ›Diskursanalyse‹ bezeichnet werden.⁴¹ Die große Ausstrahlungswirkung der Arbeiten der (auch gar nicht mehr so) ›neuen Franzosen‹ gerade in Deutschland hat dafür gesorgt, daß der Diskursbegriff auch bei Literaturwissenschaftlern rezipiert wurde, auch wenn man von einer diskursanalytischen Methode im engeren Sinne bei dieser Disziplin eigentlich noch nicht reden kann.

Bezeichnete Foucault sich noch als »glücklichen Positivist«⁴² und gab damit zum Ausdruck, daß er die deskriptive Leistung seiner Diskursanalysen für mindestens ebenso wichtig ansah wie deren machtkritischen Aspekt,⁴³ ist bei zahlreichen heute unter dem Titel ›Diskursanalyse‹ gehandelten Ansätze (und deren Produkten) ein deutliches Unterschreiten des deskriptiven Potentials des von Foucault entwickelten Modells zu konstatieren. Dies liegt wohl vor allem daran, daß der zentrale Charakter von Foucaults ›Diskurs‹-Konzept als Teil einer Epistemologie, einer Wissensanalyse und -geschichte, entweder nicht gesehen oder nicht ernst ge-

⁴⁰ Siehe etwa das kürzlich abgeschlossene Werk *Ästhetische Grundbegriffe*.

⁴¹ Als ›Diskursanalyse‹ im post-Foucaultschen Sinne werden heute Untersuchungen in Disziplinen wie Geschichtswissenschaft, Soziologie, Politikwissenschaft, Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft, überhaupt allen Kulturwissenschaften bezeichnet.

⁴² Michel Foucault: *L'archéologie du savoir*. Paris 1969 [dt.: *Die Archäologie des Wissens*. Frankfurt a. M. 1973], S. 164 [dt.: S. 182] in einer Reaktion auf den Titel: Sylvie LeBon: »Un positiviste désespéré: Michel Foucault«, in: *Les temps modernes* 248 (1967), S. 1299–1319.

⁴³ Dies ganz gegen die Interpretationen vieler seiner Epigonen in Deutschland, die immer wieder die Diskursanalyse auf Machtkritik verkürzen und damit deren deskriptives, epistemologisches Potential verschenken. Leider hat diese Verkürzung mit der sogenannten ›critical discourse analysis‹ mittlerweile auch den englischsprachigen und internationalen Raum erreicht, so daß es immer schwieriger wird, Diskursanalyse als echte epistemologische Forschung im deskriptiven Sinne zu behaupten.

nommen wird. Einer anderen, zweiten Verkürzung (und dementsprechendem Mißverständnis) hat Foucault freilich selbst Vorschub geleistet: Der problematischen ›Entsprachlichung‹ des Diskurskonzepts und der darauf gegründeten Methoden. Damit ist gemeint, daß die Tatsache, daß zu dem in seiner Geschichte und Genealogie, in seiner apriorischen Funktion (im Sinne der von Foucault angesprochenen ›Möglichkeitsbedingungen‹) für späteres Denken und Reden/Schreiben zu beschreibenden Wissen (der ›Episteme‹ in Foucaults Terminologie) der Zugang weit überwiegend nur über Sprache, über Wörter/Begriffe, über in Wörtern verfaßte Texte möglich ist, in den meisten Ansätzen, die heute als ›Diskursanalyse‹ verkauft werden, minimiert wenn nicht völlig ignoriert wird.

Diese ›Entsprachlichung‹ oder Sprachferne (man könnte mit gleichem Recht auch von ›Textferne‹ sprechen) vieler heutiger ›diskursanalytischer‹ Positionen könnte mit zahlreichen ›linguistikfeindlichen‹ (oder präziser: ›semantikfeindlichen‹) Bemerkungen in Foucaults Schriften zu untermauern versucht werden.⁴⁴ Stellt man die entsprechenden Zitate jedoch in den diskursiven Kontext ihrer Zeit und entkleidet sie des im damaligen Frankreich beliebten Spiels der Polemik und überzogenen Abgrenzung gerade von den Nächsten,⁴⁵ dann wird folgendes deutlich: Die Abgrenzung richtet sich einzig und allein gegen den extrem verkürzten Bedeutungs-, Zeichen- und Sprachbegriff der strukturalistischen Linguistik, die sich im damaligen Frankreich auf dem Höhepunkt ihrer Dominanz, Wirkungsmacht und allgemeinen Anerkennung bewegte.⁴⁶ Bezieht man Foucaults Modell des Diskurses und der Diskursanalyse jedoch auf heutige linguis-

⁴⁴ Vgl. zu einer Übersicht über mögliche Fundstellen das Kapitel »Der Sprachbegriff der Diskursanalyse« in Busse: *Historische Semantik* (wie Anm. 19), S. 242–245.

⁴⁵ Welches besonders von Foucault mit großer Lust gespielt wurde.

⁴⁶ Eine solche diskurstötende Dominanz gibt es heute vielleicht nur noch für die Linguistik Chomskyscher Prägung im US-amerikanischen Wissenschaftsbetrieb. – Man muß die geradezu hymnischen Elogen von Leuten wie Lacan, Lévi-Strauss und Barthes auf die strukturalistische Linguistik Saussures und seiner Nachfolger und ihre Vorbildfunktion für alles und jedes in den Kulturwissenschaften in ihren früheren Schriften gelesen haben, um vielleicht nachvollziehen zu können, wie sich ein autonomer Denker, der etwas auf sich hält, geradezu notwendigerweise von dieser Anlehnung an eine fremde Theorie und Methode distanzieren mußte. Außerdem muß man wissen, wie enorm der Einfluß und die Dominanz des linguistischen Strukturalismus in der damaligen französischen Linguistik war (und teilweise im alltäglichen Schulbetrieb dieser Disziplin dort noch heute ist), um verstehen zu können, daß ein machtkritischer Geist wenig Lust hatte, sich dieser Diskursmacht zu unterwerfen.

tische Positionen,⁴⁷ dann sieht das Bild schon ganz anders aus. Foucaults Konzept einer sich in der Untersuchung von Diskursen entfaltenden Analyse des Wissens läßt sich problemlos auf Ansichten einer epistemologisch gewendeten Linguistik und Sprachanalyse beziehen.

Ist das Gemeinsame der Begriffsgeschichte und der Diskursanalyse, ja aller Ansätze, die unter den Begriff ›Historische Semantik‹ subsumiert werden können,⁴⁸ das Ziel der Analyse des gesellschaftlichen Wissens, das sich in sprachlichen Zeichen und den aus ihnen gebildeten Texten oder Textnetzen (Diskursen⁴⁹) niederschlägt, dann ist es möglich, diese Ansätze unter Nutzung der Erkenntnisse der modernen kognitiven Linguistik und Kognitionswissenschaften zu einer ›linguistischen Epistemologie‹ auszubauen, die ihre Anwendungsfelder in kulturhistorischen Forschungen ebenso finden kann wie in synchronen Analysen heutiger Wissensströmungen und -strukturen. Einige der möglichen Bezüge sollen nachfolgend kurz angedeutet werden.

Foucaults Diskursmodell ruht auf dem Begriff der ›enoncé‹, der Aussage. Diskurs definiert er als eine Menge von Aussagen, die einem gemeinsamen Formationssystem angehören. Wichtig ist ihm dabei, daß Aussagen nicht mit Äußerungen gleichgesetzt werden. Aussagen (als ›enoncés‹) sind offenbar abstrakte Größen, die in verschiedener sprachlicher Gestalt auftreten können und nicht notwendig an eine bestimmte sprachliche Ausdrucksform gebunden sind. (Insofern ließe sich Foucaults ›enoncé‹ mit dem Begriff ›Proposition‹ der logischen Satzsemantik vergleichen, der auch in der heutigen kognitiven Linguistik verwendet wird.) Will man jedoch vermeiden, daß die Ebene der Aussagen in Foucaults Sinne eine zu starke und zu problematische Nähe etwa zu Platons ›Ideenhimmel‹ oder zu Freges ›Drittem Reich der Gedanken‹ erhält, so sollte man statt von

⁴⁷ Die durch Einsichten der damals noch nicht existenten linguistischen Pragmatik ›geläutert‹ und gerade in kognitiver und epistemischer Hinsicht sehr viel reflektierter ist als die damalige Linguistik. Dies gilt vielleicht noch nicht für den heutigen linguistischen Mainstream (vor allem nicht in den Chomsky-dominierten Arealen der Weltlinguistik), man wird aber heute mühelos in der Sprachwissenschaft Positionen finden, die eine Anschließbarkeit an Foucaults Denken erlauben und nahe legen.

⁴⁸ Jedenfalls dann, wenn man diese als Ansatz der Kulturwissenschaften versteht und sie nicht zu einer reinen Etymologie und Wortgeschichte verkürzt, wie es nach wie vor in der Linguistik weit verbreitet ist.

⁴⁹ Vgl. zu einer viel rezipierten methodisch-praktischen Definition von Diskursen als unter bestimmten Analysegesichtspunkten zusammengestellten Textkorpora Busse u. Teubert: »Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt?« (wie Anm. 19).

›Aussage‹ lieber von ›Wissensegmenten‹ sprechen, die in verschiedener sprachlicher Gestalt artikuliert werden können.

Diskurse stellen sich demnach als Formationssysteme von Wissenssegmenten dar, die, wie Foucault weiter hervorhebt, die Bedingungen der Möglichkeit der Produktion bestimmter Äußerungen steuern. Diskurse stellen damit für Foucault ein epistemisch wirksames ›historisches Apriori‹ dar, welches die Produktion, das Erscheinen, die Serienbildung, die Formation und die Wirkungskraft von Aussagen steuert. Berühmt geworden ist die Bestimmung der Diskurse als Zwischenebene zwischen Denken und Sprechen, die Foucault in der *Ordnung des Diskurses* hervorgehoben hat.⁵⁰ Auf dieser Zwischenebene sind vor allem die diskursiven Mechanismen wirksam, etwa als Ausschließungsmechanismen, als Mechanismen von Produktionszwängen diskursiver Ereignisse, als Strukturierungsmechanismen der Episteme und als Formationssysteme des Wissens.

Als Grundbegriffe der Diskursanalyse nennt Foucault die vier Konzepte ›Ereignis‹, ›Serie‹, ›Regelmäßigkeit‹ und ›Möglichkeitsbedingung‹. Der Begriff des ›Ereignisses‹ betrifft das spontane und häufig unvorhersehbare Auftreten eines epistemischen Elements in einer Äußerung, einem Text usw. Dieses epistemische Element (›enoncé‹ bei Foucault) muß nicht rundweg neu sein (ist es tatsächlich eher selten); es reicht für die Ereignishaftigkeit das unvorhergesehene Auftreten in einer neuen diskursiven Umgebung. Treten solche Ereignisse häufiger auf, bilden sie Serien und werden damit zu Keimzellen diskursiver Formationen. Das Stadium der Etablierung neuer diskursiver Strukturen ist erreicht, wenn Serien diskursiver Ereignisse sich zu einer Regelmäßigkeit verdichtet haben. Als Systeme von Regelmäßigkeiten wirken die einmal etablierten diskursiven Formationen bzw. Strukturen als Möglichkeitsbedingungen der Produktion zukünftiger, thematisch benachbarter diskursiver Ereignisse. Sie steuern nicht nur das aktuelle Auftreten, sondern die Auftretensmöglichkeit einzelner epistemischer Elemente in bestimmten Kontexten überhaupt. Diskurse werden dann von Foucault auch als ›Dispersionssysteme von Aussagen‹ aufgefaßt. Die Diskursanalyse untersucht also diskursive Ereignisse in einem Feld des Wissens und achtet dabei vor allem auf die Bedingungen des Erscheinens einzelner epistemischer Elemente in gegebenen epistemisch-diskursiven Kontexten. Diskurse erweisen sich als geregelte und diskrete Serien von diskursiven Ereignissen, in deren Ana-

⁵⁰ Michel Foucault: *L'ordre du discours*. Paris 1971 [dt.: *Die Ordnung des Diskurses*. München 1974], S. 48 [dt.: S. 32].

lyse es vor allem auf die Identifizierung von Regelmäßigkeiten ankommt. In deren Analyse soll – mit den Worten Foucaults – herausgefunden werden »wie es kommt, daß eine bestimmte Aussage (an einem gegebenen Punkt) erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle.«⁵¹

In der Nachfolge Foucaults wurde die Diskursanalyse u. a. vom früh verstorbenen Michel Pêcheux und seinen Mitarbeitern zu einem methodischen Instrumentarium ausgebaut. (Ein gerade für sprachbezogene diskursanalytische Zielsetzungen fruchtbarer Ansatz, der in Deutschland bisher kaum rezipiert worden ist.) In der Ausdrucksweise Pêcheuxs werden Diskurse zu »lesbaren Anreihungen von Anzeichen (›indices‹), die ein Korpus soziohistorischer [man könnte hinzufügen: epistemischer, D. B.] Spuren bilden.«⁵² Das kollektive Gedächtnis, die gesellschaftliche Episteme, wird als gesellschaftlicher Spurenkörper aufgefaßt, der in der Diskursanalyse freigelegt werden soll. Diskurse werden als »Netze von Zeichen, Spuren und Fahrten« analysierbar. Eine zentrale Eigenschaft der Diskursanalyse, die Pêcheux besonders heraushebt, ist, daß sie ermöglicht, diskursive Beziehungen zu erfassen »als das Gleiche, das sich durch alle möglichen Differenzen hindurch als solches wiederholt.«⁵³ Man soll sich also, so die notwendige Schlußfolgerung, zum Zweck der historischen Epistemologie nicht von der thematischen und semantischen Oberflächenebene, d. h. von den allzu offensichtlichen inhaltlichen Strukturen der zugrundeliegenden Textkorpora den Blick verstellen lassen einmal für die Unterschiede im scheinbar Gleichen und zum anderen für das Gleiche quer durch alle scheinbaren Unterschiede hindurch. Insofern bietet – wie es Pêcheuxs Arbeitsgruppe vorgeführt hat – gerade die Analyse scheinbarer Gegendiskurse (also z. B. eines ›rechten‹ und eines ›linken‹ Diskurses zu einem bestimmten politischen Thema) Gelegenheit, diskursive Grundfiguren und Gemeinsamkeiten dort herauszuarbeiten, wo sie bei einer oberflächlichen und ideologiegeleiteten Betrachtungsweise zunächst nicht zu vermuten waren.

Diese diskursanalytischen Aspekte können auf Aspekte einer epistemologischen Semantik, wie sie sich im Kontext einer Rahmenanalyse des verstehensrelevanten Wissens entfalten läßt, bezogen werden. Auch wenn

⁵¹ Vgl. Foucault: *L'archéologie du savoir* (wie Anm. 42), S. 143 [dt.: S. 159].

⁵² Michel Pêcheux: »Über die Rolle des Gedächtnisses als interdiskursives Material. Ein Forschungsprojekt im Rahmen der Diskursanalyse und Archivlektüre«, in: *Das Subjekt des Diskurses. Beiträge zur sprachlichen Bildung von Subjektivität und Intersubjektivität*, hg. v. Manfred Geier u. Harold Woetzel. Berlin 1983 (Argument-Sonderband 98), S. 50–58, hier S. 54.

⁵³ Ebd.

nicht feststeht, ob eine direkte Analogie des Begriffs der ›enoncé‹ (›Ausgabe‹) zum logisch-semantisch-kognitionslinguistischen Begriff der ›Proposition‹ (als ›Kern einer Satzaussage‹) beabsichtigt war, kann doch festgestellt werden, daß eine linguistische Analyse von ›Aussagen‹ (›Gedanken‹) immer in Form eines Prädikationsrahmens erfolgen muß. Prädikationsrahmen sind aber wiederum die Kernelemente für die Organisation des Wissens schlechthin.⁵⁴ Mithin läßt sich jedes in einem Diskurs (als ›diskursives Ereignis‹ im Sinne Foucaults) auftretende epistemische Element im Format einer Prädikationsstruktur (eines ›Wissensrahmens‹) darstellen. Da die Elemente eines Wissensrahmens (Konzepte, die die entweder offenen oder nach prototypikalischen Anforderungen zu besetzenden Bezugsstellen eines Prädikationsrahmens füllen) selbst wieder im Format von subsumierten Rahmen analysiert werden können, stellt jede Satzaussage (jede Proposition und wohl auch jede ›enoncé‹) selbst wieder ein strukturiertes Geflecht von Wissensrahmen dar. Aufgrund des Evokationspotentials der Sprachzeichen, die in der sprachlichen Formulierung, die die ›enoncé‹ trägt, enthalten sind, ist jede einzelne Aussage (und eigentlich jedes einzelne in einem Text eingeführte epistemische Element) eingebettet in einen Kontext weiterer Wissensrahmen und Wissensrahmen-Geflechte.

Der ›Mehrwert‹, der sich für die Konstitution einer eigenen Ebene der ›Diskurse‹ aus der Kombination einzelner diskursiver Ereignisse zu Serien diskursiver Ereignisse ergibt, läßt sich epistemologisch daher als der Synergieeffekt beschreiben, der aus den Beziehungen erwächst, die zwischen den verschiedenen Kontextualisierungen der einzelnen diskursiven

⁵⁴ Prädikationsrahmen sind geordnete Prädikat-Argument-Strukturen mit einem Prädikatsausdruck (Verb, Verbkomplex, Prädikatsadjektiv+Kopula) als semantischem Zentrum und davon abhängigen (von ihm ›regierten‹) Argument-Stellen, z. B.: »Allsonntäglich^[P2 zu P1] saß^{P1} der Bahnwärter Thiel^{Arg1} in der Kirche^{Arg2} zu Neu-Zittau^[P3 zu Arg2] ...«. Hier liegt ein Prädikatsrahmen vor, der aus einem Prädikat (›saß‹) mit zwei Argumenten (Subjekt, Ortsergänzung) besteht, also drei Kernelementen, von denen wieder Unter-Prädikate abhängig sind (hier als Adverbial und Präpositional-Attribut realisiert). Eine Prädikatsrahmen-Analyse geht davon aus, daß das gesamte sprachlich ausdrückbare Wissen im Format von Prädikationsstrukturen dargestellt und analysiert werden kann. Und zwar nicht nur auf der Ebene der verbalisierten Inhalte, sondern auch auf der Ebene des ›versteckten‹, ›impliziten‹ verstehensrelevanten Wissens. Wie Peter von Polenz in seinem für das Verständnis dieser Form von semantischer Analyse sehr informativen Buch *Deutsche Satzsemantik. Über die Kunst des Zwischen-den-Zeilen-Lesens* (Berlin–New York 1985) sehr anschaulich gezeigt hat, eignet sich diese Methode bestens, um sogenannte ›versteckte Bedeutungsgehalte‹ von Sätzen und Texten analytisch explizit zu machen.

Ereignisse, welche die Serie bilden, entstehen.⁵⁵ Da im Normalfall keine epistemische Kontextualisierung einer einzelnen Prädikation (›enoncé‹, Satzaussage) den Kontextualisierungen eines zweiten Auftretens dieser Prädikation hundertprozentig gleicht, ergibt sich aus der Serienbildung eine Erweiterung des insgesamt assoziierten Wissensraums (besser: der Wissensräume). Da der damit errichtete epistemische Gesamt-Kontext einer Serie aber stark dazu tendiert, unübersichtlich und kognitiv nicht mehr beherrschbar zu werden, ist die Regelbildung (die ›Regelhaftigkeit‹ bei Foucault) eine notwendige Konsequenz.⁵⁶ Regelbildung geht aber quasi notwendig einher mit einer prototypikalischen Füllung der Positionen eines Wissensrahmens (Prädikationsrahmens). Auch wenn man davon ausgeht, daß ein Wissensrahmen selbst eigentlich wieder ein Geflecht multipler Wissensrahmen verschiedener Ebenen ist (und daß auch die Einbettbarkeit in benachbarte und/oder übergeordnete Wissensrahmen selbst wieder ein Element des Rahmens ist), wird man als Voraussetzung einer Regelbildung von einer prototypikalischen Füllung wenigstens der wichtigsten Rahmenelemente (und Teilrahmen-Elemente) ausgehen müssen. Prototypikalisierung wirkt aber immer eingrenzend, da aus der Menge der in konkreten Vorkommensweisen des Rahmens (den einzelnen ›enoncés‹, die die Serie bilden)⁵⁷ auftretende Rahmenelemente einzelne bevorzugt und andere ausgeschlossen werden.

Öffnet die Serienbildung also den epistemischen Raum, so wird er durch die Bildung von Regelhaftigkeiten wieder eingegrenzt. Sieht man, wie es Foucault offenbar gemeint hat, die Regelhaftigkeit als konstitutiv für Diskurse an, dann sind ›Ausschließungsmechanismen‹ konstitutiv für

⁵⁵ Zum Aspekt ›Kontextualisierung‹ vgl. die Überlegungen in Busse: »Diskurslinguistik als Kontextualisierung« (wie Anm. 19).

⁵⁶ Es ist hier nicht der Ort und der Platz, ein für die Zwecke einer solchen Analyse nützlich-Konventionskonzept zu entfalten, vgl. statt dessen Busse: *Historische Semantik* (wie Anm. 19), S. 176–186, was freilich aus heutiger Sichtweise zu ergänzen wäre.

⁵⁷ In der modernen Sprachtheorie hat es sich eingebürgert, zwischen dem konkreten Vorkommen eines sprachlichen Elements (man könnte dies auch auf das Vorkommen eines epistemischen Elements ausweiten) und dem abstrakten Muster, welches dieses Element hervorbringt bzw. konstituiert, zu unterscheiden (›type‹ vs. ›token‹). Foucault, der diese Diskussion und Unterscheidung offenkundig nicht kennt, versäumt es festzulegen, ob er den Begriff der ›enoncé‹ eher im Sinne des ›token‹ (konkreten Vorkommens) oder des ›type‹ (abstraktes Muster) verstehen will. Daher ist nicht ganz hundertprozentig klar, was er mit ›Serie‹ und ›Regelhaftigkeit‹ genau meint: Die ›Serie‹, die durch einzelne konkrete Vorkommensweisen einer ›enoncé‹ im Sinne eines ›token‹ (also als konkrete Textstelle usw.) gebildet wird? Oder meint er vielleicht eine Serie aus Mustern, die in bestimmten Diskursen wiederholt auftreten?

Diskurse schlechthin, können also nicht ausschließlich bestimmten Macht Tendenzen zugeschrieben werden. Möglicherweise hat Foucault aber gerade diese einschränkende (als Einschließung wie Ausschließung wirkende) Funktion der Regelhaftigkeit bereits im Blick gehabt. Dies kann man daraus schließen, daß er von der Stufe der Regelhaftigkeiten auf die Ebene der Möglichkeitsbedingungen kommt. Eine Regelhaftigkeit bestimmter ›enoncés‹ kann (epistemologisch gesehen) nur dann als Bedingung der Möglichkeit des Auftretens weiterer ›enoncés‹ fungieren, wenn sie Form, Auftretenshintergrund und Ausfüllung künftiger Auftretensfälle der ›enoncé‹ (korrekter: dieses Typs von ›enoncé‹) prädeterniniert.

Die Prädetermination von Auftretensfällen und/oder -hintergründen epistemischer Elemente (oder von Wissensrahmen bzw. Evokationsfällen für Wissensrahmen) kann verschiedene Facetten haben:

(1) Die Prädetermination der erwartbaren (bzw. regelmäßig evozierten) epistemischen Hintergründe (Kontextualisierungen) für gegebene ›enoncés‹.

(2) Eine Prädetermination hinsichtlich der Frage, welche ›enoncés‹ in einem gegebenen, durch vorherige Elemente des Diskurses (Sätze, Texte bzw. Textteile) eröffneten epistemischen Hintergrund auftreten können bzw. regelmäßig erwartbar sind.

(3) Da jedes in einen Diskurs eingeführte (bzw. in ihm aktualisierte/abgerufene) Wissenselement epistemische Anschlüsse in mehrere Richtungen (zu mehreren benachbarten Wissensrahmen, Wissenskomplexen) zuläßt, muß man auch eine Prädetermination der Evokationsrichtung gegebener Wissenselemente (Prädikationen, ›enoncés‹) ansetzen.

(4) Da diskursive (epistemische) Prädeterminationen aber nicht nur positiv, sondern auch negativ wirken, gehört zu den erwartbaren Prädeterminationen auch die Ausschließung bestimmter Evokationen bzw. Richtungen der Wissensaktivierung. (Man könnte hier von einer negativen Möglichkeitsbedingung sprechen, genauer, einer Bedingung der Nicht-Möglichkeit.)

Das epistemologische Programm, das Foucault mit diesem Ansatz formuliert, schränkt ganz deutlich die Kontingenz ein, die Sprachverhalten, Textproduktion, Gedankenprozessen üblicherweise zugeschrieben wird. Angesichts seiner Subjektkritik und Negierung der konstitutiven Rolle von Autorschaft (und damit Individualität und Autonomie) ist diese Konsequenz nicht weiter verwunderlich. Eine weniger stark diesen Aprioris des Diskursmodells Foucaults verhaftete Form der Epistemologie müßte

hier vermutlich einige relativierende Einschränkungen vornehmen. Im Lichte einer kognitivistisch-epistemologischen Theorie ist der Determinismus, der dem Diskursgedanken bei Foucault innewohnt, zwar nicht gänzlich falsch. Angesichts der Komplexität (und damit Unübersichtlichkeit und Unvorhersagbarkeit) von Sprachen und epistemologischen Systemen sollte man jedoch die ›Synergieeffekte‹ (oder sollte man sagen: ›Emergenz(?)‹) nicht unterschätzen, die aus den unüberschaubaren Möglichkeiten der Begegnung, Verkettung und Konfrontation von epistemischem Material resultieren und die ein unaufhebbares Moment der Überraschung und des (scheinbar) Zufälligen bewirken.

Linguisten haben (anscheinend im Gegensatz zu Diskursanalytikern und historischen Epistemologen) wiederholt bei verschiedenen Anlässen⁵⁸ über den scheinbaren Widerspruch diskutiert, daß zwar ›ex post‹ (im nachhinein anhand vorhandener Sprachdaten) deskriptiv-analytische Aussagen über Wirkmechanismen gemacht werden können, die zu bestimmten Formulierungen und Aussagen geführt haben, daß angesichts der Komplexität solcher Ausdruckssysteme wie der Sprache aus diesem ›ex-post‹-Determinismus aber nicht der falsche Schluß gezogen werden kann, daß auch eine Vorhersage ›ex-ante‹ möglich sei. Insofern halten Linguisten an dem Postulat der Nicht-Vorhersagbarkeit sprachlicher Äußerungen fest, auch wenn für bestimmte Textsorten in bestimmten aspektuellen Grenzen (Bildzeitungsartikel, Kondolenzbriefe) Gegenteiliges vermutet wird. Dies ändert jedoch nichts daran, daß in einer kulturhistorischen (mithin epistemologisch-deskriptiven) Perspektive der Gedanke der eingeschränkten Kontingenz (wie er in anderer Form auch in der Theorie von Derrida aufscheint) und einer gewissen Prädetermination neuer diskursiver Ereignisse durchaus Sinn macht. Ohnehin konnte und wollte auch Foucault den Glauben an die Möglichkeit eines Moments des Überraschenden im Auftreten diskursiver Ereignisse, die der Episteme in gewissen ›historischen Sekunden‹ eine andere, neue Richtung geben können, nicht vollständig aufgeben – wie sollte er auch, hätte er die Möglichkeit der Machtkritik und -Opposition damit doch von vorneherein negiert oder zumindest entwertet.

Eine historische Perspektive ergibt sich aus einem epistemologischen Blick auf das verstehensrelevante Wissen bzw. die diskursive Formation der Episteme quasi von selbst, auch wenn eine rein synchrone Anwendung einer diesem Blickwinkel entsprechenden Forschungshaltung und

⁵⁸ So in der Soziolinguistik in der Kritik am ›Code‹-Modell von Basil Bernstein, von dem Entsprechendes behauptet worden war.

Methodik durchaus möglich bleibt. Historische Veränderungen in Bezug auf Sprache (ihre Semantik) und das hinter ihr stehende verstehensrelevante Wissen ergeben sich aus dem Aspekt der Konventionalität der Leistungen und Leistungsmöglichkeiten der Sprachzeichen und der Regeln für ihre Verkettungen. Der von den linguistischen und kognitionswissenschaftlichen Rahmentheoretikern (Fillmore wie auch Minsky) als Kronzeuge bemühte Gedächtnistheoretiker Bartlett hatte nachgewiesen, daß jeder Erinnerung (und damit auch jeder Geschichte, Erzählung, die aus der Erinnerung gespeist wird) ein Moment der Typisierung (heute würde man sagen: Prototypikalität) innewohnt.⁵⁹ Konventionalität und Prototypikalität sind daher zwei Seiten ein und derselben Medaille. Beides verweist jedoch notwendig immer auf die Vergangenheit. ›Prototypisch‹ heißt, wie wir ein Ding, eine Sache, eine Person, eine Handlung, einen Geschehenstyp in der Vergangenheit gesehen und erlebt haben. Die vergangene Erfahrung prädeterminiert die neuen Erfahrungen, eröffnet ihnen epistemische Möglichkeitsräume (durch prototypische Anschlußmuster) und begrenzt sie zugleich, lenkt sie in Bahnen.⁶⁰ Jedes Feststellen der ›Bedeutung‹ eines Wortes, Satzes, Textausschnitts ist daher in einem gewissen Sinne implizit ›historisch‹, sofern es auf Bedeutungskonventionen (und andere sprachliche oder epistemische Regeln) zurückgreift. Die Veränderlichkeit ist der Konventionalität mithin untrennbar eingeschrieben, von ihr begrifflich-logisch nicht zu trennen.

Unternehmen wir daher den Versuch, anhand von Texten, Begriffen, kulturellen Artefakten ›Bedeutungen‹ (Bedeutungspotentiale, Sinnerzeugungspotentiale, epistemische Anschlußmöglichkeiten) deskriptiv zu erfassen, sind wir schon mitten in einer historiographischen (Foucault hätte gesagt: genealogischen) Tätigkeit. Um eine Hypothese über eine Bedeutung zu begründen, müssen wir auf Tatsachen Bezug nehmen, die ihren Grund in der Vergangenheit (von Menschen, Gesellschaften, Sprachen) haben. Jede Deutung enthält daher ein historisches Verweispotential in sich, insofern sie auf die Bedingungen der Möglichkeit ihrer selbst befragt werden kann. Historische Semantik, Epistemologie und kulturwissenschaftliche Deutung und Analyse sind daher immer engstens miteinander verflochten. – Nur bei einem oberflächlichen Blick auf die Epistemologie,

⁵⁹ Wir hatten schon darauf hingewiesen, daß Prototypikalität mit (epistemischer) Einschließung und Ausschließung unaufhebbar zusammenhängt.

⁶⁰ Es lohnt sich dazu durchaus, die Details der Experimente und Ergebnisse nachzulesen, die Bartlett: *Remembering* (wie Anm. 10) seinerzeit – unter anderem durch Anstiftung zum Geschichten-Erzählen – durchgeführt hatte.

die Geschichte und Beschreibung des kulturellen Wissens kann die Nähe überraschen, die ganz offenkundig zwischen Foucaults Aussage »Ich habe versucht [...], die Geschichte nun nicht des Denkens allgemein, sondern alles dessen zu schreiben, was in einer Kultur Gedanken enthält.«⁶¹ und der berühmten Aussage des Hermeneutikers und Schleiermacher-Schülers August Boeckh (1809–1865) besteht, wonach die Aufgabe der Philologie als der verstehenden Wissenschaft »die Nachconstruction der Constructionen des menschlichen Geistes in ihrer Gesamtheit« sei.⁶² Selbstredend will Foucault alles andere als ein Hermeneutiker sein; seine Diskursanalyse zielt nicht auf die »Aufdeckung« von »verborgenen Bedeutungen«. Dennoch bleibt auch der Diskursanalyse ein Moment von »Aufklärung« verhaftet, da sie mit den Mitteln der Epistemologie (als Teil einer Genealogie) Determinismen des aktuellen Wissens, Redens und Schreibens deskriptiv wie machtkritisch identifizieren soll, ein Ziel, welches sie mit einer Hermeneutik als kulturalanalytische Methode im Sinne Boeckhs gemein hat.

VI. Ausblick

Jede historische Semantik ist notwendig eine Form von historischer Epistemologie, indem sie das Wissen beschreibt, das für das Verstehen von Texten, »Aussagen« (»enoncés«) und kulturellen Artefakten jeglicher Art notwendig ist. Sie unterscheidet sich von herkömmlichen Formen der Semantik (der Geschichtsschreibung, der Textinterpretation) dadurch, daß sie nicht nur das Offenkundige beschreibt, sondern die impliziten Voraussetzungen, das mitschwingende Wissen, das als selbstverständlich Vorausgesetzte und damit nicht bewußt Gemachte, nicht explizit Thematisierte deskriptiv zu erfassen sucht. Wie der Verlauf der neueren linguistischen Semantik gezeigt hat, reicht dieses »implizite« Wissen (diese nicht explizit thematisierten Wissensvoraussetzungen) weit über den Bereich desjenigen hinaus, das in herkömmlichen Modellen von »Semantik« und »Textbedeutung« noch erfaßt und als Gegenstandsbereich einer Semantik überhaupt zugestanden wird. »Begriffsgeschichte«, »Diskursanalyse«, »Mentali-

⁶¹ Michel Foucault: »Entretien: Michel Foucault, »les mots et les choses«, in: *Les lettres françaises* 1966, S. 1125 [Dt. in: Antworten der Strukturalisten: Roland Barthes, Michel Foucault, Francois Jacob, Roman Jakobson, Claude Levi-Strauss, hg. v. Adelbert Reif. Hamburg 1973, S. 156].

⁶² August Boeckh: *Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften*, hg. v. Ernst Bratuschek. Leipzig 1877, S. 16.

tätsgeschichte« haben den Blick für dieses quasi »subkutan« wirkende Wissen erheblich geschärft. Dazu haben unterschiedlichste Disziplinen einen Beitrag geleistet (in der Reihenfolge des historischen Auftretens in diesem Forschungsfeld: Geschichtswissenschaft, Linguistik, Literaturwissenschaft, Wissenssoziologie, neuerdings auch Philosophie und Sozialpsychologie sowie die entstehenden Kognitionswissenschaften, ganz zu schweigen von dem sich erst in Umrissen andeutenden Spektrum der modernen »Kulturwissenschaft«). Vielleicht ist es an der Zeit, eine solche Forschungsperspektive theoretisch wie methodisch »auf den Begriff zu bringen«. Dafür ist aus Sicht des Verfassers am besten eine strikt epistemologische Perspektive geeignet, die Strukturen und Formationsregeln des verstehensrelevanten Wissens direkt in den Blick nimmt, gleich in welcher Form und welchen Zusammenhängen es auftritt, und gleich zu welchen Zwecken und in welchen disziplinären und paradigmatischen Einbindungen es erforscht wird.

»Mentalitäten«, »Diskurse«, »Historisch-soziale Leitbegriffe« stellen sich dann wohl als Bezeichnungen für unterschiedliche Formen der In-den-Blick-Nahme des das Verstehen von kulturellen Artefakten (einschließlich der Zeichen, Texte und Textgeflechte) leitenden Wissens heraus, das zunächst einmal in seiner Eigenstruktur beschrieben werden sollte, bevor seine Funktionalität in den verschiedensten möglichen Hinsichten (etwa in genealogischer, in apriorischer, in erkenntnistheoretischer Hinsicht) näher erforscht wird. Fern davon, der Illusion einer Einheitswissenschaft oder -methode nachzuhängen, könnte sich dadurch wenigstens eine gewisse Konvergenz der derzeit höchst disparaten Forschungsstrategien im weiten Feld der Epistemologischen berührenden Ansätze und Disziplinen einstellen, die wieder zu dem führt, was einmal der Vorzug der Philologien und sogenannten »Geisteswissenschaften« gewesen ist: einer Fächer, Theorien und Schulen übergreifenden Diskursfähigkeit bei wechselseitigem Interesse und Verstehensbemühen. Dann könnte für die entstehenden (oder sich dahin verändernden), sich derzeit freilich in nahezu babylonischem Maßstab diversifizierenden und zerfasernden modernen Kulturwissenschaften »ein Fünkchen Hoffnung glimmen« (zu pathetisch ausgedrückt) oder wenigstens gelten, was Niklas Luhmann (und damit bekanntlich alles andere als ein Vertreter einer kulturwissenschaftlichen Perspektive) einmal in unübertroffener Prägnanz so ausgedrückt hat: »Seit dem Erdbeben von Lissabon wissen wir, daß wir nicht in der besten der möglichen Welten leben, sondern nur in einer Welt voll besserer Möglichkeiten.«